Chlodwig und Chlotilde.

Historische Erzählung aus dem 5. Jahrhundert.

Von

Heinrich Conscience.

Zweiter Theil.

Zweite Auflage.

Münster, 1861.

Verlag der Aschendorff'schen Buchhandlung.

VII.

Das Erste, wofür die Blutmänner gesorgt hatten, als ihnen mitgetheilt worden war, daß das Frankenheer einige Zeit zu Suessionum verweilen werde, war das Auswählen eines alten und düstern Waldes gewesen, in welchem sie ihre gottesdienstlichen Handlungen begehen konnten. Sie hatten sich mit der Entscheidung über diese wichtige Wahl um so mehr beeilen müssen, da die bevorstehende Heirath des Oberherzogs mit Lutgardis ohne Zweifel zu Suessionum sollte gefeiert werden und man sehr viele Laubhütten, Tafeln und Bänke für das Festmahl zu zimmern hatte.

Etwa eine Stunde nordöstlich von der Stadt, auf den Hügeln, die den Fluß Axonia in seinem sich schlängelnden Laufe begleiten, lag ein großer und dichter Wald, dessen Bäume seit Jahrhunderten vom Beile verschont geblieben waren, weil er als Staatsgut den Römischen Statthaltern zum Jagdvergnügen gedient hatte.

Bevor man in seinem düstern Schooße einen Weihtisch zur Ehre der Asen errichtete, hatte man die Bäume in einer gewissen Ausdehnung niedergehauen und weggeschafft; dann hatten die Blutmänner in Gegenwart der Gäste oder Richter aller Gauen Feuerbrände um den Theil des Waldes getragen, den man heiligen wollte, und man hatte auf die äußersten Grenzbäume einige bekannte Runen geschnitten. — Von diesem Augenblick an durfte kein Baum in dem Bezirk des geweihten Bodens mit einem schneidenden Werkzeug berührt werden.

Der vierzigste Tag nach der Verlobung des Oberherzogs mit Raganher's Schwester war erschienen; noch einige Stunden, und Chlodwig sollte vor Wodans Weihtafel den Trauring an Lutgardis Finger stecken und sie feierlich zur rechtmäßigen Ehegenossin annehmen.

An jenem Morgen sah man innerhalb des Weihhofs eine große Menge geschäftiger Opferer, Edelleute, Wehrmänner und Knechte. Man hatte alle Hände voll zu thun mit dem Ueberdachen der Laubhütten; vor Allem arbeiteten viele Wehrmannen an der Verzierung des Herrentisches, woran Chlodwig und seine Braut bei dem allgemeinen Festmahl sitzen sollten.

Die Blutmänner waren beschäftigt mit dem Schlachten von Pferden und andern Thieren, und warfen das Fleisch davon in große Kessel mit siedendem Wasser. Nur zwei Pferde, vier Widder, ein Eber und ein Stier standen bei der Weihtafel an Bäume gebunden und wurden aufbewahrt, um bei der Verehelichung des Herzogs zur Ehre Wodan's, Thor's, Freia's und aller Asen und Asinnen als Opfer geschlachtet zu werden.

Je höher die Sonne über den Horizont sich erhob, desto größer wurde die Anzahl der Edelleute und Wehrmannen in dem heiligen Walde.

Endlich, als die festgestellte Stunde nicht mehr fern war, strömte die Menge wie eine schwellende Fluth in den Weihhof. Der Platz wimmelte von Menschen, die fröhlich hin- und wiedergingen und einander Glückwünsche zuriefen zu der Verbindung, die jetzt zwischen den zwei mächtigsten Gauen des Frankenbundes geschlossen werden sollte.

Seit einiger Zeit sahen die Meisten nach dem Eingang des Weihhofs hin, in der Erwartung, daß die Braut oder der Bräutigam, die jeder besonders mit ihrem Gefolge kommen mußten, sich bald zeigen würden.

Nachdem sie eine Weile in ihrer ungeduldigen Erwartung sich getäuscht sahen, erschollen plötzlich Posaunenklänge in der Ferne hinter dem Gehölz.

Da entstand eine große Bewegung unter den Massen, die mehr nach dem Eingang drängen wollten; doch nach Anweisung der Edelleute ordneten Alle sich in zwei Reihen,

um den Ankommenden einen freien Durchgang bis zur Weihtafel zu lassen.

An der Spitze des Zugs, der nun sichtbar wurde, ritten Raganher und seine Schwester. Sobald sie innerhalb des Weihhofs waren, stiegen sie von ihren Pferden und übergaben die Thiere der Obhut einiger Knechte.

Lutgardis Kleidung war prächtiger als gewöhnlich; eine schwere goldene Kette hing von ihrem Hals herab über ihrem schneeweißen Kleide; Bänder mit funkelnden Edelsteinen schmückten ihre Arme; auf dem Haupte prangte die Brautkrone von Sinngrün.*)

Bei ihrem Durchzug erklangen alle Schilde unter dem jauchzenden Schlage der Speere; jeder begrüßte die hohe Braut mit Ehrerbietung, jeder lächelte ihr glückwünschend zu.

Lutgardis schien gleichwohl für alle diese Beweise von Theilnahme unempfänglich; ja, es war, als ob dies Geräusch schmerzlich auf ihre Nerven wirkte. Anstatt ihres gewöhnlichen Hochmuths oder der Freude, welche dieser langerwartete Tag ihr einflößen mußte, zeigte sie Betrübniß, — Angst vielleicht; denn ihr Blick war unsicher und ihre Wangen waren bleich.

Vor der Weihtafel kam der Blutmann ihr entgegen, um sie zu bewillkommnen. Raganher sprach mit dem Opferer, aber Lutgardis schenkte ihm nicht die geringste Aufmerksamkeit.

Sie ließ ihre Blicke eine Weile, beklommen und forschend, nach allen Seiten hin durch die Menge schweifen und richtete sie sodann bewegungslos nach dem Eingange des Weihhofs.

Sobald der Blutmann wieder zu seinem Geschäft zurückgekehrt war, sagte Lutgardis seufzend zu ihrem Bruder:

„Ach, er ist noch nicht hier!“

„Du bist unverständig, Lutgardis“, antwortete Raganher, „es ist ja noch nicht Zeit.“

„Ach, wenn er nun gar nicht käme!“ sagte Lutgardis wieder.

---

*) Vinca, Pervinca (Fr. Pervenche), im Blämischen noch allgemein „Maegdepalm“ genannt.

„Was sagst Du?"

„Und mich hier zum offenbaren Hohn stehen ließe als eine Verstoßene."

„Um Wodan's willen, Schwester", sprach Raganher, „erhitze mir nicht umsonst das Blut. Es ist zu verwundern, wie Dein Geist sich über ein unmögliches Uebel bekümmert. Siehst Du nicht, daß Alles hier in Bereitschaft steht? Stehen da nicht die vom Oberherzog selbst geschenkten Opferthiere? Kocht das Fleisch zu dem Festmahl nicht in den Kesseln? — Wie solltest Du vermuthen können, daß Chlodwig seinen Spott treiben würde mit den Blutmännern, mit den Edelleuten, mit uns und mit den Mannen aller Gauen, die hierher eingeladen sind?"

„Was Du sagst, ist wahr", antwortete Lutgardis, „und doch bebt mir das Herz von geheimer Beklemmung."

„Meinst Du vielleicht, Schwester, daß unser Zwist bei der Beuteverloosung ihm einen Vorwand bieten könnte, sein Gelöbniß zu brechen? Jener Zwist ist, wie Du weißt, in Liebe beigelegt."

„Chlodwig wird ihn aber nicht vergessen!"

„Ich gleichfalls nicht; aber doch wird Eure Heirath dadurch nicht verhindert werden."

Eine merkliche Bewegung am Eingange des Weihhofs brachte Lutgardis auf den Gedanken, daß man dort vielleicht den Oberherzog aus der Ferne kommen sähe. Sie reckte das Haupt empor und stellte sich auf die Zehen, während ein Freudenruf ihrer beklemmten Brust entfuhr. Als sie jedoch bemerkte, daß es nur ein Zug Edelleute war, der in den Weihhof trat, ließ sie das Haupt auf die Brust sinken und blieb stumm.

„Schwester", sagte Raganher, „Deine Angst ist mir unbegreiflich. Der Oberherzog empfängt alle Stunden Gesandtschaften von Städten, die da kommen, sich dem Frankenbund zu unterwerfen; er hat viele Geschäfte. Was Wunder, wenn er einige Augenblicke nach der festgesetzten Stunde hier nicht erschiene? Komm, sei ruhig, Deine Furcht ist sicher ungegründet."

„Ungegründet! O möcht' es wahr sein!" murmelte Lutgardis.

„Hast Du denn einen Grund zur Furcht, der mir unbekannt ist, Lutgardis? Hat vielleicht der Oberherzog etwas gesagt oder gethan, das Dir solche kummervolle Gedanken einflößt?"

Lutgardis legte ihr Haupt an das Ohr ihres Bruders und sagte mit verzweiflungsvollem Ton:

„Die schwarzhaarige Christin ist diese Nacht zwei Mal vor meinen Augen erschienen. Sie trug eine Brautkrone und lachte triumphirend . . ."

„Im Traum?" fragte Raganher ungläubig. „Die Beklommenheit hat Dir ihr Bild vor die Augen gegaukelt. Daran ist gleichwohl jetzt am allerwenigsten zu denken: Hilperich's Tochter ist hundert Meilen von hier entfernt; Chlodwig selbst hat sie auf eine sehr rücksichtslose Weise abreisen lassen. Wie soll sie etwas verhindern können, das diesen Morgen noch vollzogen werden muß?"

In diesem Augenblick kam der Blutmann zu Raganher und sagte ihm mit Bekümmerniß:

„Herr, die Stunde ist abgelaufen; es ist sonderbar, daß der Oberherzog noch nicht hier ist — kennet Ihr die Ursache dieses Aufschubs?"

„Gewiß ein unaufschiebbares Geschäft", antwortete Raganher mit verstellter Ruhe. Der Ton in des Blutmanns Stimme hatte ihm gleichfalls Unruhe eingeflößt.

„Ihr seid sehr aufgeregt, Fürstin", sagte der Opferer zu Lutgardis, „Eure Wangen sind bleich. — Ihr fürchtet doch nicht, daß der Oberherzog heute hier abwesend bleibe?"

„O, ich fürchte, ich zittere für meine Schande!" rief Lutgardis aus, indem sie sich beide Hände vor's Angesicht legte, um einige Thränen zu verbergen, die ihren Augen entquollen.

Um seine Schwester zu trösten, that Raganher sich selbst Gewalt an; er ergriff ihre Hand und sagte:

„Komm, Lutgardis, überwinde Deine ungegründete Angst; es ist erst eine Viertelstunde nach der festgesetzten Zeit vergangen. Bezwinge doch Deine Betrübniß und sei Deiner Würde eingedenk, Schwester. Sieh, die Wehrmannen schauen Dich verwundert an und errathen die Ursache Deines Schmer-

zes. Mache Dich nicht zum öffentlichen Schauspiel im Weihhof!"

Diese letzte Aeußerung schien Lutgardis zu treffen; es zuckte ihr durch die Glieder; sie hob den Kopf empor und sah den betroffenen Wehrmannen trotzig in die Augen, als hätte sie sich rächen wollen für ihre kecke Neugier. Gleichwohl ließen ihre feuchten Augen, das Scheue ihrer Blicke und das krampfhafte Zittern ihrer Wangen jedweden hinlänglich wahrnehmen, wie unendlich tief die Angst war, die ihren Busen erfüllte.

Die Wehrmannen begannen nun sich zu unterreden über das lange Ausbleiben des Herzogs und über die sichtbare Aufregung seiner Braut. Sie bemühten sich, zu errathen, welches Geheimniß darunter verborgen sein möchte, und ob etwa der Zwist der Herzöge ein Hinderniß für die Heirath geworden wäre. Viele Edelleute kamen eilig mit vieler Unruhe, um Raganher um Erklärungen zu fragen, welche er ihnen nicht geben konnte.

Raganher's Zustand ward unerträglich, als er sich selbst und seine Schwester als Gegenstand der schimpflichen Forschungen der Wehrmannen wahrnahm, und zu bemerken glaubte, daß Einige sich über seine Verlegenheit einander zulächelten.

Allmählig stieg ihm das Blut zu Kopfe; eine Weile noch bezwang er sich mit Gewalt, doch ballte er im Stillen die Faust, stampfte auf den Boden, unverständliche Worte murmelnd.

„Eine halbe Stunde ist bereits vorbei!" bemerkte der Oberblutmann.

„Zu Pferd', meine Mannen", rief Raganher aus, indem er sich an einige Edelleute wandte. „Der Schimpf, der uns angethan wird, soll heute noch gerochen werden! Ich nehme Euch Alle zu Zeugen, daß ich keine Ursache gab zu dem Unheil, das entstehen wird. Fließt das Blut der Merowinger in den Straßen von Suessionum, so messet die Schuld dem Meineidigen bei, der Euren Herzog beschimpft, und Euch Alle mit Schande beladet. Beeilt Euch; in vollem Lauf nach Suessionum!"

Lutgardis schlang beide Arme um den Hals ihres Bru-

ders; und, um seinen Zorn zu besänftigen, wiederholte sie nun alle die Gründe, die er selbst geltend gemacht hatte, um ihr Hoffnung einzusprechen. Sie legte ihm vor Augen, daß vielleicht einige eilige Geschäfte oder eine Abhaltung durch Gesandte die Ankunft des Oberherzogs so unerwartet könnten verzögert haben; daß selbst ein Unfall mit seinem Pferde oder irgend welche andere unvorhergesehene Gründe zureichend sein könnten, um die Verzögerung zu verursachen. Sie bat ihn, doch nicht durch Uebereilung Unheil herbeizuführen, und suchte durch Thränen seine losgebrochene Wuth zu überwältigen.

Nicht minder bemühten sich die Mannen anhaltend, ihren Herzog zurückzuhalten, und baten ihn, zum wenigsten noch eine Viertelstunde zu warten.

Die Knechte hatten die Pferde bereits aus dem Weihbusch geholt; die unruhigen Thiere standen in der Nähe der Weihtafel. Sie wühlten den Boden mit ihren Füßen auf und warfen den Schaum in großen Flocken auf die umstehenden Wehrmannen.

Endlich ließ sich Raganher, nachdem er seinem Grimm durch eine Fluth zorniger Reden Luft gemacht hatte, durch seine Schwester und durch die Edelleute erbitten. Er stimmte zu, noch eine Viertelstunde zu warten; doch sobald die Zeit abgelaufen sein würde, sollte auch der Zug zu Pferde, und in blitzesschnellem Lauf nach Suessionum reiten, um von dem Oberherzog Rechenschaft über sein um Rache schreiendes Betragen zu fordern.

Denselben Morgen stand Chlodwig einige Zeit vor der zu seiner Verheirathung festgesetzten Stunde im großen Saal des Grafenthurms zu Suessionum. Sein Hausgraf Siegebald brachte ihm seinen schönsten Mantel und seine prächtigsten Waffen, damit er sich bereit mache nach dem Mahlberg zu gehen.

Aurelianus saß in der Tiefe des Saals vor einem Tische, das Haupt in der Hand und scheinbar einige Briefe überblickend, gleichwohl in Wahrheit ganz versunken in fern ablenkende Gedanken, die gewiß nicht erfreulich waren,

denn sein Gesicht war aufgeregt und zeugte von tiefer, aber stiller Trauer.

„Noch eine Stunde, Herr Herzog, und Ihr werdet getraut sein"; sagte Siegebald, „Eure Verbindung mit meiner Nichte ist ein Segen der Asen; ein unzerreißbares Band zwischen den zwei vornehmsten Gauen. Die Wehrmannen freuen sich dessen; mich macht das ruhmvolle Ereigniß glücklich, weil ich die ungemeine Ehre genießen werde, mit Euch, meinem Herrn, durch Bande des Bluts verwandt zu werden."

Der Oberherzog antwortete nichts auf die Bemerkungen Siegebald's; — dieser fuhr fort:

„Herr, Ihr werdet gewiß großmüthig genug sein, um zu vergessen, was am Tage der Beuteverloosung zwischen Euch und Herzog Raganher geschehen ist, nicht wahr? Die Heirath mit seiner Schwester ist eine Versöhnung, die Alles ausgleicht und ebnet!"

Mit einem strengen Blick antwortete Chlodwig:

„Ich danke Dir, Siegebald, für Deinen Glückwunsch. Möchte es Wahrheit sein, daß meine Heirath mit Lutgardis ein Segen der Asen ist. Ich wünsch' es! — Laß aber Deinen Rath und Deine Bemerkungen; in diesem Augenblicke brauch' ich sie nicht!"

Ein Ausdruck von Aerger lief über Siegebald's Antlitz, während er einen neidischen Blick in die Tiefe des Saales warf.

„Mein Rath wird mit Schmach verworfen", dachte er bei sich selbst, „der christliche Schmeichler da hinten hat allein Recht, zu sprechen und zu rathen. Aber heute wird es mein Amt . . ."

„Nun, geh, und laß die Pferde bereit machen", befahl Chlodwig. „Man stelle gleichfalls in Bereitschaft den goldenen Kopfschmuck, den ich Lutgardis zum Brautschatz geben will; man lege ihn in das schöne Kästchen, das mir bei der Verloosung zufiel. — Ich werde Dich rufen, wenn ich Deine Hülfe nöthig haben werde."

Mit unzufriedenem Murmeln verließ Siegebald den Saal.

Der Oberherzog blieb in Gedanken stehen. Dann ging er einige Schritte weiter in den Saal hinein, kehrte zurück, nahte einem Fenster, sah zerstreut auf den Platz in unbe-

stimmte Gedanken verloren, bis er endlich das Fenster verließ und sich auf einen Stuhl am Tische vor Aurelianus niedersetzte.

Nachdem er eine Weile seinen Vertrauten angesehen hatte, sagte er wie zerstreut:

„Aurelianus, Du hast zu mir seit dem Tage der Schlacht nicht von Chlotilde gesprochen?“

Der Römer sah Chlodwig ganz verwundert an und antwortete:

„Ihr habt es mir verboten, Herr Herzog.“

„Ja wahrlich; und ich bewundere Deine rechtschaffene Anhänglichkeit, Aurelianus; denn es ist mir nicht entgangen, daß mein Verfahren gegen König Hilperich Dich betrübte. Lieber hättest Du gesehen, daß ich mit Lutgardis gebrochen hätte, nicht wahr? Aber Du hast Deine Wünsche meiner Wohlfahrt unterworfen. Kein einzig Wort gegen meine Heirath ist seit jener Zeit Deinem Munde entfallen. Hab' Dank für Deine gute Freundschaft.“

„Herr, Eure Heirath mit Lutgardis ist und bleibt eine Nothwendigkeit, der ich mich unterwerfe, obschon sie mich tief betrübt, und ich würde niemals die Hand dazu geliehen haben, wofern nur ein einziger Strahl die Möglichkeit einer andern Hoffnung gezeigt hätte.“

„Du hast geträumt von einer Heirath zwischen mir und Hilperich's Tochter?“

„Geträumt, ja, Herr Herzog; geträumt wie von etwas, das ruhmreich und heilvoll gewesen wäre . . . Seht Ihr, Herr, mit einem Sproß aus königlichem Geblüt getraut, nähmet Ihr zugleich Platz unter den Fürsten des Occidents; in Eurer Person würden die nordischen Völker mit den südlichen Nationen verbunden; indem Ihr eine Christin neben Euch auf den neuen Thron stelltet, würde ganz Gallien — und selbst ein Theil der Völker von Burgund — Eurer Erhebung zujauchzen, als einer unermeßlichen, von der Gottheit der Menschheit erwiesenen Wohlthat. — Und welcher Fürst wäre Euch an Ruhm gleich gewesen, wenn Euer Thron nicht allein auf der überwältigenden Macht Eurer Waffen, sondern dazu noch auf der Liebe des Volks geruht hätte . . .“

„Aber wozu sich mit solchen schönen Aussichten beschäftigen? Es ist ein Traum. Ehe es Mittag wird, wird er für immer in Nichts versunken sein . . .“

Chlodwig schüttelte den Kopf; nach einem Augenblick Ueberlegung sagte er wie gleichgültig:

„Wie mag es jetzt der schönen Königstochter wohl gehen, Aurelianus? Sie muß bereits lange in Burgund sein.“

„Ohne Zweifel.“

„Sie wird wohl auch längst den Oberherzog der Franken vergessen haben?“

„Sie Euch vergessen?“ rief der Römer mit unwillkürlicher Begeisterung aus. „Sie Euch vergessen? Und erreichte sie ein Alter von hundert Jahren, sie würde sich Eurer erinnern. Die arme Fürstin, sie meinte, daß Gott selbst sie vorherbestimmt hätte, Eure Braut zu werden.“

„Glaubst Du denn wirklich, Aurelianus, daß sie mehr als freundschaftliche Gesinnungen für mich hegte?“

„Ihre bitteren Thränen beim Abschied, sagten sie nichts für Euch Verständliches, Chlodwig? Und weckten sie nicht wenigstens ein Gefühl von Mitleiden in Euch?“

Der Oberherzog ergriff die Hand des Römers mit Gewalt, und rief wie erbittert aus:

„Wenigstens Mitleiden? Ach, wüßtest Du, wie brennend ihre Thränen, Tropfen für Tropfen, mir auf's Herz gefallen sind?“

Betroffen sprang der Römer von seinem Sessel auf und sprach bittend:

„Chlodwig, was hat Euch denn in meinen Worten so erbittert?“

Plötzlich ruhiger werdend, antwortete der Herzog mit einem spöttischen Zug auf den Lippen:

„Ich schäme mich über meine Schwachheit. In meinem Hochmuth wähnte ich meinen Willen mächtig genug, um Alles zu überwinden, — und er beugt sich wie ein Grashalm unter dem Druck einer Erinnerung! . . . Was würden doch die Wehrmannen von Chlodwig denken, wenn sie einen einzigen Blick in seinen Busen werfen könnten? Soll ich es Dir bekennen, Aurelianus? Mein Herz ist aufgeregt!

aber es ist weder Streitlust, noch Rachedurst, noch Ruhmgier, die es erfüllen. Ach, es demüthigt mich: — ich habe Verdruß!"

„Verdruß?" wiederholte der Römer mit Verwunderung, doch in theilnehmendem Ton.

Der Herzog wies mit der Hand gebietend auf einen Stuhl und sprach mit Entschiedenheit:

„Setze Dich nieder! Alsbald wird Lutgardis mein Weib geworden sein. Jetzt, wo diese Heirath eine ewige Kluft zwischen mir und Chlotildis zu graben im Begriff ist, jetzt will ich Dir sagen, wie es da drinnen in meinem Busen aussieht. Es sei das letzte Mal, daß der unheilvolle Name über meine Lippen geht . . . Aurelianus, — Du weißt es, — wie muthig, wie verzweiflungsvoll ich gegen ihr Bild gestritten habe. Ich hab' es nicht überwinden können; und was ich auch versuchte, um ihr Gedächtniß aus meinem Geiste zu bannen, sie blieb und siegte über Alles. Mitten in der Schlacht gegen die Römer stand sie vor meinen Augen und ich dachte, daß meine Tapferkeit mir Ruhm bei ihr einbringen könnte; — auf dem Mahlberg, vor der Asen Weihtafel, — in diesem Rathssaal mitten unter Edelleuten und Abgeordneten, in Gegenwart von Gesandten, — überall schwebt etwas vor meinen Blicken, worin meine Seele ihr bezauberndes Antlitz zu entdecken weiß. Des Nachts fahr' ich aus dem Schlafe auf, als ob jemand mir in's Ohr gesprochen hätte; es ist ihre Stimme, die mich weckt und bei meinem Namen ruft. Es ist etwas Uebernatürliches in meinem Gemüthszustande, etwas Geheimnißvolles, das mich betroffen macht und mir manchmal den Gedanken nahe legt, daß nicht allein der Gott der Christen Neigung für mich in Chlotilden's Busen gesenkt hat, sondern daß auch die mächtigen Asen in Glanzheim mich unwiderstehlich zu ihr treiben. Hätte meine Verlobung mit Lutgardis mich nicht bereits durch ein feierliches Gelöbniß an ein anderes Weib gebunden, sei versichert, Aurelianus, ich hätte die Bande der Ehe gescheut, mich hingegeben an die geheime Macht, die mich beherrscht, und gewartet, bis daß das Räthsel des Willens der Asen sich aufgelöst hätte. Denn könnte Chlotilde meine Lebensgefährtin werden, ich

entsagte Allem, sofern es erfordert würde: — Ruhm, Macht, Reichthum, Herrschaft, Alles gäbe ich hin für ihre Hand, — wenn nur mein Schwert und Wodan's Gunst mir übrig blieben. Meine Liebe zu ihr würde mir Muth und Glück genug schenken, um einen neuen Thron für sie zu gewinnen, und stände er am äußersten Ende der Welt."

Der Römer horchte betroffen auf Chlodwig's Worte. Er konnte die stille Gelassenheit des Oberherzogs nicht begreifen; es war etwas schmerzliches, etwas so tief duldendes in dem Tone seiner Stimme, daß Aurelianus von innigem Mitleid bewegt wurde.

„Laßt das Gaukelspiel Eures Geistes fahren, Herr Herzog", sagte er. „Wie es auch wäre, es bliebe doch immer ein unüberwindliches Hinderniß bestehen, weil Ihr Euch mit keiner Christin verbinden wollet, und Ihr unmöglich hoffen könnet, daß Hilperich's Tochter jemals Eure Asen verehren würde . . ."

Wieder saß der Herzog da mit niedergeschlagenen Augen auf den Tisch blickend und sprachlos in Gedanken verweilend. Aurelianus sah ihn eine Weile in der Stille an und sagte dann, indem er von seinem Sessel aufstand:

„Chlodwig, da bringt man bereits die Pferde; die Stunde naht."

„Die Stunde naht!" wiederholte der Herzog zerstreut. „Noch einige Augenblicke, und Alles wird vollbracht sein!"

Er erhob sich gleichfalls und trat bis in die Mitte des Saals.

„Wohlan", sagte er, „mit Muth und Entschiedenheit das Schicksal angenommen! — Aurelianus, ich will, daß Du meiner Braut ein Geschenk machest, damit sie Dir nicht ungeneigt sei. Neben meiner Schlafstätte in einem Kästchen wirst Du zwischen andern Gegenständen ein goldenes Armband mit blauen Steinen finden. Gib es Lutgardis in Deinem Namen bei unsrer Zurückkunft, — und sei gegen sie freundlich und anhänglich, wie gegen mich selbst. Deine verträgliche Güte wird ihre Gunst gewinnen. Sollte ihr strenges Auftreten Dich einmal betrüben oder beschimpfen, so klag' es mir in Ruhe; ich werde Dich beschirmen."

„Lutgardis ist eingenommen gegen die Christen", er-

wiederte Aurelianus. „Doch ist zu hoffen, sowie Ihr sagt, Herr Herzog, daß ich mit Verträgsamkeit und gutem Willen ihr Vorurtheil werde überwinden können . . . Aber horch! Was ist das für ein Geräusch von trabenden Rossen auf dem Vorhof? Gewiß eine eilige Botschaft."

Der Herzog wandte sich um, und gedachte sich der Thüre zu nähern, aber jetzt überraschte ihn eine unerwartete Erscheinung.

Eine ganz in Schwarz gekleidete Frau trat in den Saal, sah mit scheuen Blicken auf die zwei Personen, die sie darin bemerkte und sank dann mit einem Angstschrei zu Chlodwig's Füßen in die Kniee.

Sie hob die Hände bittend zu ihm auf und rief in lateinischer Sprache:

„Gott Dank, daß ich Euch sehe, Chlodwig, mächtiger Herzog der Franken, o Hülfe, Hülfe für Unglückliche! Erbarmung! Erbarmung!"

Chlodwig sah sie mit staunenden Blicken an und war so bewegt, daß er sie ohne Antwort knieen ließ.

„O, erbarmt Euch unser!" rief sie nochmals, indem eine Thränenfluth ihr aus den Augen stürzte und sie unter der Wucht ihrer Empfindungen schier ohnmächtig wurde.

Zuerst hatten die Gesichtszüge dieser Unbekannten den Herzog tief ergriffen, so daß er selbst vor Aufregung zitterte; er glaubte Chlotilden's Stimme zu hören und ihr Gesicht zu sehen; doch bald gab er diese Vermuthung auf, denn die knieende Frau war nicht schön, obwohl eine entfernte Aehnlichkeit mit Chlotilde auf ihrem Gesichte zu erkennen war.

Chlodwig hob sie mit der Hand vom Boden auf, führte sie zu einem Stuhl und sagte mit innigem Mitleid:

„Nun, setzt Euch nieder, Frau. Mäßigt Eure Trauer. Was auch die Ursache Eurer Leiden sei, nicht vergebens sollt Ihr mich um Schutz gebeten haben. Stillet Eure Thränen, sagt mir, wer Ihr seid."

Die Frau strengte sich an zu antworten; doch vor Schluchzen versagte ihr die Stimme. Endlich sagte sie:

O, Chlodwig, Euer ruhmreicher Name ist mir bekannt:

— ich bin Chrona, Hilperich's Tochter, Chlotilden's ältere Schwester . . ."

„Chlotildens Schwester!" riefen der Herzog und Aurelianus zu gleicher Zeit mit Ueberraschung aus.

„Ach, verwundert Euch über meine Thränen nicht", klagte Chrona, „der König, mein Vater, ist todt, meine Mutter ist todt, meine zwei Brüder sind todt, meine . . ."

„Schweigt, schweigt", rief Chlodwig zitternd aus, „Euer Mund ist voller Unheil!"

„Herr, was Ihr fürchtet, ist nicht geschehen", sagte Chrona.

„Ach!" rief Chlodwig mit einem tiefen Seufzer, als fiele ein schwerer Stein ihm vom Herzen. „Chlotildis? Sie lebt, nicht wahr, sie lebt?"

„Vielleicht!" sagte die Jungfrau unter neuen Thränenströmen.

„Wie, vielleicht? Was wollt Ihr sagen?"

„Sie lebt, wenn anders der Mörder nicht bereits ihr Haupt vom Block hat rollen lassen . . . Das Beil liegt bereit."

„O, was für schreckliche Nachricht bringt Euer Wort!" rief der Herzog mit erhobenen Armen. „Chlotilde, ein Beil, ein Block, ein Mörder!"

Und Aurelianus bei der Hand fassend, sagte er in aller Eile:

„Geh', gib Befehl, daß Niemand sich unterstehe, in diesen Saal zu treten. Sag' Siegebald, daß man noch einige Augenblicke warte; Du, kehr' zurück, spute Dich! . . . Wartet, Frau, erholet Euch, schöpft Athem, damit Ihr deutlich mir erzählen könnt, was ich ganz wissen will . . ."

Mit diesen Worten riß er das Beil von seinem Gürtel und es drohend mit der Faust schwingend, zürnte er:

„Bei Thor's Hammer! Wenn ihr Haupt vom Block gefallen wäre, ich würde auch eins abschlagen für jedes Haar, das in ihre schwarzen Locken geflochten war. Das Land, wo sie ermordet worden, würde ich mit Feuer und Schwert durchziehen, ihren Namen stundenweit auf der Erde mit Strömen Bluts schreiben!"

Aurelianus kehrte zurück; — der Herzog nahm einen Stuhl, setzte sich vor Chrona hin und sagte:

„Nun, Frau, sprecht: was ist geschehen?

„Ach, es ist so unsäglich grausam und schmerzlich, daß mein Mund sich sträubt, es zu erzählen. Ihr auch, Herr, obschon unserm Geschlechte nicht verwandt, werdet zittern und erschrecken bei dem, was Ihr vernehmen sollt. Der König, mein seliger Vater, hat Euch gesagt, daß er mit Gondebald, seinem habsüchtigen Bruder, einen Waffenstillstand von sechs Monaten geschlossen hatte. Voll Vertrauen auf den beiderseitig geschlossenen Vertrag ist mein Vater zu Euch gekommen, indem er die Sorge für sein Reich seinem andern Bruder Godemar überließ. Während seiner Abwesenheit hat der meineidige Gondebald den Waffenstillstand gebrochen, ein mächtiges Heer in's Feld rücken lassen, und die Schaaren geschlagen, die wir in aller Eile gegen ihn ausgeschickt hatten. Als mein Vater mit meiner Schwester Chlotilde aus Belgien zurückkehrte, hatte Gondebald bereits den größten Theil seines Reiches eingenommen. Unsere Hauptstadt Vienna mit ihren Umgebungen war das Letzte, das noch nicht durch unsere Feinde überwältigt war. Mein Vater beeilte sich bei seiner Rückkehr, Mittel zu unserer hoffnungslosen Vertheidigung zu finden; er suchte die Leute vom platten Lande unter seine Fahnen zu locken, und meinte, dadurch noch Kriegsmacht genug zusammenzuraffen, um in Vienna auf Eure Ankunft zu warten. — Kaum vier Tage nach seiner Rückkehr erschien ein furchtbares Heer auf den Feldern rund um seine Hauptstadt. Es war der wilde Gondebald, der da kam, um Vienna zu belagern. Alsbald ward die Stadt zur Uebergabe aufgefordert; aber mein Vater schlug die Aufforderung unerschrocken ab. Des andern Tags ward die Stadt so gewaltig bestürmt, daß der Feind an mehr als einer Stelle die Mauern erstieg; doch überall ward er mit großem Verlust zurückgeschlagen. Dies unser Glück erbitterte Gondebald sehr; noch zwei schreckliche Stürme wurden abgewehrt; — aber ach! den vierten Tag wurden die Kriegsleute meines Vaters überrumpelt, auf den Mauern und Festungswerken niedergeschmettert und in ganzen Haufen erschlagen. Der Feind

erbrach die Thore und das ganze Heer strömte in die Stadt, mit Feuer und Schwert Alles vernichtend, Alles tödtend ... Die Straßen waren bedeckt mit Leichen der wehrlosen Bürger, Frauen und Kinder."

„Weiter, weiter!" rief Chlodwig gebietend aus und mit verhaltener Wuth in der Stimme. „Fahrt fort, sag' ich euch."

„Ach, laßt mich Athem holen", schluchzte Chrona. „Was ich Euch sagen muß, ist so unmenschlich, ist so eine schnöde Mordthat, daß Ihr es nicht glauben werdet. Es durchschauert mir den Busen; ich bebe, indem mein Mund es Euch erzählt ... Mein armer, mein unglücklicher Vater, unter meinen Augen spaltete Gondebald mit eigener Hand ihm den Kopf; so that er auch mit meines Vaters Bruder .... und die beiden Leichen durchbohrte er wohl zwanzig Mal mit seinem Degen ..."

Sie schwieg eine Weile, um ihre Thränen abzutrocknen und fuhr dann schluchzend fort:

„Ich war in Ohnmacht gefallen bei meines Vaters blutigem Leichnam, als plötzlich die Stimme meiner Mutter den Palast mit kläglichem Hülfegeschrei erfüllte und mich aus meiner Bewußtlosigkeit weckte ... Ich flog nach oben bis auf die Gallerie des Thurmes, dessen Fuß vom Flusse Rodanus bespült wird .... o Gott! warum hast du mir meine Augen nicht erblinden lassen! Warum nahmst du mir nicht das unselige Leben! ... Meine Mutter! ach, es erstarrt mir das Blut in den Adern, — meine Mutter! Man band ihr einen großen Stein um den Hals und stürzte sie so lebend und um Hülfe rufend in den Abgrund! ..." *)

Die Sprache erstickte in Chrona's Brust.

Chlodwig saß mit dem Beil auf dem Schooße und drehte diese Waffe krampfhaft in der Hand. Er schaute stumm das weinende Mädchen an, während seine Brust,

---

*) „König der Burgunder war Gondeuch. Er hatte vier Söhne: Gondebald, Godegeselle, Hilperich und Godemar. — Gondebald ermordete seinen Bruder Hilperich, band einen Stein an den Hals seiner Frau und ertränkte sie; sodann verbannte er ihre zwei Töchter, von welchen die älteste, die in ein Kloster ging, Chrona hieß."

Gregor von Tours, Gesch. der Franken II. 28.

schnell Athem holend, auf und nieder ging und ein dumpfer Laut, gleich dem verhaltenen Gebrüll eines Löwen, seiner Kehle entfuhr.

Aurelianus hielt die Hand vor die Augen, um Thränen des Mitgefühls zu verbergen.

Nach einem Augenblick Ruhe fuhr Chrona fort:

Ich hatte zwei Brüder; sie waren auf einen Thurm geflüchtet und hatten sich versteckt. Es ward dem wilden Eroberer verrathen; er ließ den Thurm bis zu einer bedeutenden Höhe mit Holz umlegen und verbrannte lebendig meine unglücklichen Brüder . . . . Mir ließ er das Haar abschneiden und bannte mich in ein Kloster. Die Schönheit meiner Schwester Chlotilde flößte ihm Schreck ein; er fürchtete, daß sie ein Fürst zur Ehe fordern, und sie so einen Rächer des Mords ihrer Eltern finden möchte . . ."

„Todt oder lebendig, sie hat ihn gefunden!" rief Chlodwig aus. „Aber, sagt, wo ist Chlotilde jetzt?"

„Sie sitzt gefangen auf einem festen Schloß im Gebirge, wahrscheinlich in der Nähe von Divio.*) Eine zahlreiche Wache hütet sie. Schon mehr als einmal hat der grausame König, ihr Oheim, Befehl geben wollen, sie zu tödten; doch seine Hofleute, von dem Unglück und der Schönheit meiner Schwester gerührt, haben es vermocht, daß bis jetzt dieses Urtheil noch nicht vollzogen ist. Sie ist in einer gefährlichen Lage, jeder Tag kann ihr letzter sein. — Auf Euch allein, Chlodwig, hofft sie; Euer Name allein war der Nothschrei, der ihrer Brust bei der Ermordung ihres Vaters entfuhr; Euch allein ruft sie in das schreckliche Gefängniß . . ."

„Sie soll nicht lange gefangen bleiben!" rief Chlodwig, „und sollt' ich das Schloß bis auf den letzten Stein vernichten, sie soll heraus, so wahr ich lebe."

„O Herr!" bat Chrona, „laßt alle Gedanken an Gewalt als schädlich fahren. Die Männer, die meine Schwester bewachen, haben einen strengen Befehl, sie zu tödten bei dem geringsten Versuch, sie zu erlösen. Eine Gesandt-

---

*) Divio, jetzt Dijon, eine Stadt im alten Burgund, wovon sie die Hauptstadt war.

schaft müßt ihr an Gondebald richten, und mit Versprechungen oder Drohungen Chlotilde aus seinen Händen zu erhalten suchen. Euer Name ist weit genug berühmt, damit Eure Bitte Eindruck auf Gondebald mache; Euer Sieg über die Römer wird ihm dann bekannt geworden sein . . ."

Die Schritte eines trabenden Rosses wiederhallten klirrend auf dem Vorhof; — ein Edelmann kam sehr aufgeregt in den Saal gedrungen, wo er, schier außer Athem, zu Chlodwig sagte:

„Herr, der Herzog von Kameryk hat vergebens auf Euch gewartet auf dem Mahlberg; er ist von äußerster Wuth entbrannt und kommt in vollem Lauf mit seinen Edelleuten hierher geritten. Nehmt Euer Leben in Acht; er hat geschworen, seinen Zorn in Eurem Blute zu kühlen."

Und wirklich hörte man schon aus der Ferne das dumpfe Getöse von verworrenem Pferdegetrappel.

„Geh auf den Hinterhof", sagte Aurelianus erschreckt zum Boten, „laß des Herrn Leute schnell herein kommen."

Aber bevor dieser Befehl ausgeführt werden konnte, hielt Raganher's Zug schon auf dem Platze, und seine Edelleute kamen zu gleicher Zeit mit Chlodwig's Leuten den Saal hineingeströmt.

Chlodwig war, ohne zu erschrecken, in den Hintergrund des Saals gegangen, wo ein Tritt von Holz sich über den Boden erhob. Auf dieser kleinen Erhöhung, die zum Sessel für den Vorsitzenden des Römischen Raths gedient hatte, stand Chlodwig, das Beil in der niederhängenden Hand. Sein bloßes Schwert stellte er neben die Wand an seine Seite, um es ergreifen zu können, wofern sein Beil brechen oder fehlschlagen sollte.

In solcher Stellung, mit einem stillen Zuge von Verachtung um den Mund, erwartete er den, der ihm an's Leben wollte.

Aurelianus und Chrona hatten sich, zitternd vor Angst, in eine Fensternische neben dem Herzog gestellt. Die erschrockene Jungfrau hatte ihren Kopfschleier niedergezogen und ihr Gesicht verhüllt.

Raganher, mit aufgehobenem Schwert und seine Schwe-

ster an der Hand führend, kam in den Saal hineingestürmt bis vor die Erhöhung, worauf Chlodwig stand. Die trotzige Haltung und die sorglose Miene des Oberherzogs mußten einen tiefen Eindruck auf ihn machen; denn er blieb stehen, ließ die Spitze seines Schwertes zur Erde gehen und fragte zitternd vor Zorn:

„Wohlan, sprich, wie kannst Du Dein unbegreifliches Betragen erklären oder rechtfertigen?"

Auf einmal flammten Lutgardis Augen von düsterm Feuer; sie hatte das fremde Weib bemerkt und einen Theil ihres Gesichtes gesehen.

„O, die Schwarzhaarige!" rief sie. „Mein Traum! Chlotilde! Die Verführerin! Sie ist an Allem Schuld!"

Und bevor sie Jemand zurückhalten konnte, sprang sie mit einem Rachegeschrei in den Hintergrund des Saals, faßte Chrona's Schleier und riß ihn mit Gewalt von ihrem Gesichte weg.

Ein Schrei peinlicher Ueberraschung entfuhr ihr, als sie bemerkte, daß sie sich geirrt hatte; gleichwohl regte die Aehnlichkeit dieses Frauenzimmers mit Chlotilde sie so tief auf, daß sie dieselbe eine Weile mit von Haß und Zorn glühenden Augen ansah. — Sie kehrte sichtbar zitternd zu ihrem Bruder zurück.

Dieser Vorfall hatte Aller Aufmerksamkeit auf das unbekannte Frauenzimmer gerichtet, das Lutgardis Ausruf als die Tochter Hilperich's angezeigt hatte; Raganher selbst hatte einen Augenblick seinen Feind vergessen, um auf die Aufklärung dieses unerwarteten Räthsels zu warten.

Was Chlodwig betrifft, so stand er noch immer in derselben Haltung, den Blick bewegungslos auf Raganher heftend.

Letzterer wandte sich auf's Neue zum Oberherzog und rief drohend:

„Du antwortest nicht? Was wir fürchteten, ist also wahr? Deine Frechheit hat kein Ziel? In deinem Blut allein, Meineidiger, kann meine Rachsucht Befriedigung finden! Wie? Du gibst einen Merowinger, einen Herzog und seine Schwester dem Spott von Wehrmannen und Knechten Preis — und Du meinst, ich soll das verwinden? Kein

Friede sei mehr zwischen uns. Es ist kein Platz mehr für uns Beide auf der Welt: — einer von uns muß weg von der Erde!"

Raganher hatte sich während dieser Worte dem Oberherzog noch mehr genähert und schien ihm mit seinem Schwert zu drohen.

„Zurück, bei Deinem Leben!" schrie Chlodwig mit blitzendem Feuer in den Augen. „Noch einen Schritt, und Dein Haupt rollt vor meinen Füßen! . . . Schweig', ich werde Dir antworten. Nachher kannst Du den Tod suchen, wofern Du sterben willst."

Die Edelleute drangen in Raganher, um ihn zu einiger Geduld zu vermögen, und den Oberherzog sprechen zu lassen.

Chlodwig sprach mit imponirender Kälte:

„Ich habe mir zum Besten des Frankenbundes ein schmerzliches Opfer aufgelegt und mich dem Zwang unterworfen, den Du auf mir lasten ließest. Die süße Freia hatte Deine Schwester mir nicht beschieden, und doch wollte ich ihre Hand annehmen; — heute standen meine Pferde schon auf dem Hinterhof bereit, um mich zum Mahlberg zu führen, als ein unerwarteter Zufall mich zurückhielt. Ich hätte Lutgardis zur Frau genommen, — es war mein fester Entschluß, obschon Dein übermüthiges Betragen, Raganher, mich bereits tief verwundet und die Bande der Freundschaft zwischen uns für immer zerrissen hat . . ."

„Mein Betragen?" fuhr der Herzog von Kameryk heraus. „O, Du bist vermessen und unverschämt, Du, der Du so blutig mich beschimpft hast!"

„Ich halte es unter meiner Würde, weiter ein Wort an Dich zu richten", sagte Chlodwig mit dem Ausdruck der Verachtung. „Ich habe Euch blutig beschimpft, sagt Ihr? Wohlan, das Gesetz gibt Euch das Mittel, Euch zu rächen. Raganher, Herzog von Kameryk, ich berufe Euch in die Kampfschranken, um unsern Zwist in Blut zu schlichten. — Kehrt zurück nach dem Mahlberg; ich folge Euch gleich nach; binnen einer Stunde soll Angesichts der Wehrmannen aller Gauen der Asen Urtheil über uns entscheiden! . . ."

Raganher wollte noch gegen Chlodwig in Bedrohungen

ausfallen, doch seine Edelleute erinnerten ihn, daß vollkommener Friede und völlige Sühne stattfinden müsse, sobald der Zweikampf angeboten wäre.

Bis jetzt hatte Lutgardis, das Haupt auf die Schulter geneigt, neben ihrem Bruder gestanden. Noch einige Hoffnung auf Vollziehung ihrer Ehe mit Chlodwig hatte sie behalten, da aus seinen Worten hervorzugehen schien, daß etwas Unerwartetes ihn gehindert hätte, zum Mahlberg zu gehen. Nun wollte Raganher den Saal verlassen: doch sie sagte flehend zu ihm:

„O Bruder! man entscheide auch über mein Loos, daß ich wisse, ob ich von Trauer und Gram sterben muß!"

Raganher kehrte sich noch einmal zu Chlodwig und sagte:

„Also sogleich! Friede sei zwischen uns und unsern Leuten, bis daß unsere Schwerter gegen einander funkeln. — Was beschließest Du in Bezug auf meine Schwester?"

Der Herzog antwortete nicht sogleich und schien, mit dem Blick zur Erde, sich zu besinnen; Alle sahen ihn mit gespannter Neugier und Aufregung an.

Aurelianus erbleichte und bebte sichtbar bei der Erwartung der feierlichen Antwort, die über das Loos des Christenthums entscheiden sollte.

Lutgardis hielt die Hände bittend nach dem Oberherzog ausgestreckt; und weil sie ihn im Zweifel sah über den Beschluß, den er fassen sollte, rief sie mit einer Stimme, die von Thränen erstickt schien:

„Chlodwig, Chlodwig, erbarme Dich meiner Liebe; Gnade, Gnade für die, welche unaussprechlich Dich liebt, — o, um Wodan's willen gib mir nicht den Todesstoß!"

Auf einmal hob Chlodwig das Haupt empor und sprach:

„Ich breche mein Gelöbniß. Raganher, Deine Schwester kann mein Weib nicht werden!"

Ein kläglicher Angstschrei entfuhr Lutgardis' Brust; sie raufte sich die Haare aus und zerkratzte ihre Brust blutig vor Raserei und Scham; doch das Gewicht ihrer Verzweiflung überwältigte sie. Sie fiel bewußtlos in die Arme ihres Bruders, der unter rachsüchtigen Ausrufen, und von seinen Edelleuten begleitet, sie zum Saale heraustrug.

Chlodwig schritt, immer sein Beil in der Hand haltend,

von dem Tritt herab und gebot seinen Leuten, ihm auf den Hinterhof zu folgen.

Aurelianus blieb einen Augenblick verstummt stehen; Chrona fragte ihn noch bebend:

„Ach, ich verging fast vor Schreck; was wollte doch das unsinnige Weib von mir?“

Diese Frage hörte Aurelianus wahrscheinlich nicht; denn er antwortete begeistert:

„Fürstin, laßt uns beten! Der Augenblick ist feierlich; vielleicht wird Gott noch heute etwas Großes geschehen lassen. Ich sehe seinen allmächtigen Finger in Allem, was hier vorgeht. Mir bebt das Herz vor Scheu und Ehrfurcht. Der Wille des Herrn wird sich kundthun.“

Chrona schaute ihn betroffen an, während er, mit glänzenden Augen und vor Aufregung fast außer sich, diese Worte wie eine Weissagung ausrief. Sie gedachte wahrscheinlich, ihn um die Auslegung derselben zu fragen; doch jetzt trat der Herzog in den Saal und sagte mit hastigem Ton zu Aurelianus:

„Das Schicksal kann mir ungünstig sein; der muthigste Held kann unter einem einzigen unvorgesehenen Schlag fallen. Fahre ich heute noch zu Wodan, so ist meine Laufbahn auf Erden beendigt und Alles ist entschieden. Kehre ich jedoch siegreich vom Mahlberg zurück, dann mußt Du sogleich abreisen, Aurelianus. Zum König Gondebald sollst Du gehen und ihm sagen, daß Chlotilde meine Frau werden muß . . .“

„Chlotilde soll Chlodwig's Ehegenossin sein!“ rief Aurelianus mit Entzücken aus, während er unwillkürlich niederkniete und die Hände in die Höhe hob: O Gott, allmächtiger Lenker der Schicksale, wer kann deinem heiligen Willen widerstehen? Gepriesen sollst du sein in deinem unerforschlichen Rathschluß. O Dank, Dank, daß du meinem Herrn Chlodwig dieses erhabene Loos vorbehalten hast!“

„Steh auf!“ gebot der Oberherzog mit Ungeduld. „Danke Deinen Göttern in meiner Abwesenheit. — Ich gehe zum Mahlberge, überlege mit Chrona, was zu thun ist, damit du mit Sicherheit das Ziel Deiner Sendung erreichen mögest. Aurelianus, Du bist Christ wie Chlotilde;

Du bist begabt mit Vernunft und Scharfsinn: zeige mir jetzt, daß ich nicht mit Unrecht auf dich traue ... Sammele viel Gold, reiche Geschenke, Briefe, Alles was Du für zweckmäßig erachtest. Nöthigenfalls sollst Du Gondebald erklären, daß, wenn ein Tropfen Bluts von Chlotilde fließt, ich sein Land vernichtend durchziehen werde; Du sollst ihm sagen, daß, wenn Chlotilde mir nicht zur Frau gegeben wird, ich die blutigste Rache zum einzigen Ziele meines Lebens erwählen und mein Schwert erst auf Gondebald's Leiche aus der Hand legen werde ... Sende eilig einen Boten zu Remigius, dem Bischof von Durocort: er solle morgen Vormittags hier sein, ich will ihn sprechen .... Die vier Burgunder, die mit der Jungfrau gekommen sind, habe ich in das Zimmer über diesen Saal gehen lassen; gib Befehl zu ihrer guten Verpflegung. Laß im Palast Herberge bereiten für Chrona."

„Ich bin geistliche Jungfrau und darf hier nicht übernachten", antwortete das Mädchen. „Heute noch werde ich mit meinen Begleitern diese Stadt verlassen und abreisen. Die Abtei von St. Martin zu Turonum *) ist mir durch meine Obern zur Wohnung angewiesen."

„Nun wohl, thut nach Belieben; ich lasse zwanzig treue Leute hier zu Eurem Schutz ..."

Hastig schritt er zum Saal hinaus und begab sich zu seinen Edelleuten auf den Hinterhof.

„Großer Gott!" rief Aurelianus, indem er die Augen entzückt gen Himmel erhob. „Großer Gott, du hast dich unser erbarmt. Dein Name sei gebenedeit!"

---

*) Turonum, die Stadt Tours in Frankreich, wo damals rings um das Grab von St. Martin eine schöne Kirche und verschiedene Klöster gebaut worden waren.

VIII.

Raganher hatte seine ohnmächtige Schwester unter den Säulengang an dem großen Thor des Palastes getragen, um ihr einige Hülfe zu leisten; aber kaum hatte er sie auf eine steinerne Bank niedergelegt, als sie die Augen öffnete und wie unmuthig die Edelleute ansah, die sie umringten.

Die mitleidigen Blicke, die man auf sie richtete, schienen sie zu beschämen; denn sie schlug die losgerissenen Haare in den Nacken zurück und sprang stolz auf, indem sie mit heiserm Ton zu ihrem Bruder sagte:

„Mitleiden mit mir! Komm, sie sollen erfahren, was ein beschimpftes Weib vermag. Mein Haß wird schärfer schneiden, als Euer Schwert. — Ach, könntest Du in mein Herz sehen! Du würdest zurückschrecken und beben; Alles Gefühl ist verschwunden; und doch ist es voll — voll Gift und Rachedurst!“

Als sie nun ihren Bruder bei der Hand fortzog nach den Pferden hin, die auf der Mitte des Platzes von einigen Leuten auf- und abgeführt wurden, bemerkte sie, daß Siegebald ihr folgen wollte; sie hörte ihn sich in bittern Vorwürfen gegen Chlodwig ergehen, und entnahm aus seinen Worten, daß er den Dienst des Oberherzogs verlassen wollte.

Ein heller Schimmer funkelte in ihren Augen; sie winkte dem Hausgraf seitwärts bis zu einer bestimmten Entfernung. Dort begann sie mit geheimnißvollen Gebehrden ihm Dinge zu sagen, welche ihn zuerst sehr verwunderten, doch endlich seine volle Zustimmung zu erhalten schienen.

Raganher und seine Gefährten waren zu Pferde gestiegen; auch der Zelter für Lutgardis stand bereit. Ihr Bruder rief mit Ungeduld nach ihr.

Ein sonderbarer Zug von boshaftem Lächeln erhellte Siegebald's Gesicht, während er seiner Nichte die Hand drückte und zum Palast des Oberherzogs zurückkehrte.

Lutgardis stieg zu Pferde. Der Zug gallopirte über den Platz und verschwand mit Windesschnelle in den ersten Straßen der Stadt . . .

Eine Zeitlang schien Lutgardis von Wuth entflammt und mit Kraft beseelt; sie trieb ihr Pferd unter heftigen Schlägen vorwärts und quälte das Thier, als wollte sie an demselben ihre Rache beginnen; unverständliche, aber düstere Worte fuhren aus ihrem Munde; und wenn ihr Geist Chlotildens feindseliges Bild ihr vor die Augen zauberte, verzogen sich ihre Lippen krampfhaft zu einem bittern Grinsen und ihr Blick funkelte von wilder Gluth.

Als der Zug etwa eine halbe Stunde Weges außerhalb der Stadt zurückgelegt hatte, verminderte sich allmählig in Lutgardis der trotzige Grimm, der ihr bis dahin eine wunderbare Stärke verliehen hatte; ihr Gesicht schien mehr und mehr von seiner hohen Röthe zu verlieren, und, alsbald in Gedanken vertieft, ließ sie das Haupt auf die Schulter sinken.

Raganher mäßigte seinen Lauf und gab den Edelleuten ein Zeichen, daß sie ihre Pferde eine Weile sollten in Schritt gehen lassen.

Er nahete seiner Schwester und fragte mit tröstender Stimme:

„Liebe Lutgardis, traure nicht so um den Schimpf, der uns angethan ist. Hab' gute Hoffnung; die Asen werden mir günstig sein; ich werde den Meineidigen überwältigen und ihn tödten."

„Du wirst ihn tödten?" seufzte Lutgardis. „So also suchst Du mich zu trösten?"

„Wie?" rief Raganher betroffen aus. „Wünschest Du denn, daß er mich auf dem Kampfplatz fälle und mir das Haupt spalte?"

„Ich traure darum, daß Einer von euch Beiden sterben muß", antwortete Lutgardis.

„Du liebst ihn also noch, den trotzigen Buben, der dich vor dem ganzen Bund mit Schande überhäuft?"

Ein bitterer Zug schwebte um Lutgardis Lippen, während sie antwortete:

„Ach, Du glaubst, daß eine Liebe wie die Meinige, durch einen Schimpf, wie blutig er auch sein mag, aus dem Herzen zu reißen sei? Bruder, mein Zustand ist eine unsägliche Qual. Ich habe Dich lieb, Du weißt es; nicht allein, weil die Bande des Blutes uns vereinigen, sondern auch weil Du mein einziger Beschützer bist; weil Du von Kindheit an für mich gesorgt hast und mir immer mit Güte und Freundschaft begegnet bist. Deinen Feind liebe ich mehr, als ich Dir sagen kann; unwiderstehlich ist das Gefühl, das mich zu ihm hintreibt; und sollte ihm etwas Böses widerfahren, ich würde trauern über ihn, der mir eine solche tiefe Wunde in's Herz geschlagen hat . . . . Heute muß Einer von euch Beiden fallen; wie sich das Schicksal auch wende, ich werde Thränen vergießen über eine Leiche . . ."

„Und was bedeuten denn die Worte der Rache, die da eben erst so drohend und so glühend über deine Lippen strömten", fragte Raganher mit Bitterkeit.

„Sie bedeuten, daß mein Haß zwei Menschen verschlingen wird: die schwarzhaarige Tochter Hilperich's, die meinen Platz an Chlodwig's Seite einnehmen soll, und den feigen Schmeichler Aurelianus, der dieser meinen Platz verkauft hat. Ha, sie sollen mir nicht entschlüpfen; ich brauche kein Schwert. — Und doch was ist ein Schwert? — Ich sehe die zwei mächtigsten Schwerter des Frankenbundes gegen einander sich erheben, — und eins von Beiden muß zerschmettert werden! Belachenswerth ist solche Rache, die Eurem Feind das Mittel gibt, durch Euren Tod sein Unrecht zu krönen. Nein, nein, ich werde Waffen gebrauchen, die nicht brechen, und langsam, aber unfehlbar ihr Ziel treffen . . . Und müßte ich Jahre lang mich verkriechen, mich verbergen, wie eine Schlange, einmal soll das Gift meines Hasses sie tödten . . ."

„Also Du meinst noch, daß die Tochter Hilperich's Schuld hat an Deinem Unglück?"

„Ich bin überzeugt davon. Was die geheime Stimme in meinem Herzen mir sagte, war Wahrheit; die Frau, welche wir bei dem Oberherzog sahen, muß ihre Schwester sein. Die schwarzen Geister führten sie nach Suessionum gerade zeitig genug, um Chlodwig zu verhindern, nach dem Mahlberg zu kommen. Zweifle nicht daran, sie ist es, die mein Verdammungsurtheil mitbrachte. O, sie sollen mir bezahlen, hundertfältig bezahlen die Marter, die ich leide. Ich sollte Oberherzogin, was sage ich? — Königin sollte ich werden; eine Krone tragen; von einem Thron auf zwei Völker schauen; die Gefährtin und Genossin werden des schönsten und herrlichsten Mannes der Erde; beneidet sollt' ich werden von allen Frauen als die Glücklichste. — Und nun, was bin ich? Ein verstoßenes Mädchen, gedemüthigt, mit Schmach beladen und zu ewiger Einsamkeit verurtheilt."

„Das Blut des Meineidigen wird die Schmach abwaschen, die uns so schändlich angethan ward", sagte Raganher ergrimmt. „Und magst Du ihn betrauern oder nicht; binnen einer halben Stunde wird seine Leiche zu meinen Füßen liegen."

„Möge Glanzheim dich beschirmen, Bruder", sagte Lutgardis, „sonst werden die Walkuren heute noch mit Dir auffahren gen Walhalla."

„Sein Urtheil ist gefällt, sag' ich Dir: alle Asen werden mein Schwert stählen gegen den übermüthigen Tyrannen."

„Er ist so gewandt, so furchtbar mächtig im Streit", klagte Lutgardis, „sein Blick schon flößt Zittern und Entsetzen ein!"

„Lächerlich, Schwester! Zwei Schwerter, die sich gegen einander erheben, sind nackt; sie haben keine Furcht vor Mannesschönheit; sie treffen den Trotzigen so gut, wie den Demüthigen . . ."

„Herr Herzog", rief einer der Edelleute, „dort hinter uns fliegt der Straßenstaub in die Höhe; ich höre Pferdegetrappel: es ist Chlodwig's Zug."

„Vorwärts denn", antwortete Raganher, „daß er uns nicht einhole!"

Wie auch Raganher's Leute ihre Pferde anspornten und wie die muthigen Thiere auf der Straße dahin flogen, der Oberherzog überwand doch sichtbar die Entfernung, welche ihn erst von seinem Feinde geschieden hatte.

Als Raganher die in den heiligen Busch gehauene Straße durcheilt hatte, und absteigen wollte, erreichte Chlodwig gleichfalls den Eingang des Weihhofs.

Lutgardis richtete noch ihren Blick mit stiller Trauer auf den Oberherzog; doch er wendete wie gleichgültig das Gesicht von ihr ab. So benahmen sich auch die beiden Herzöge und ihre Mannen, als ob sie einander fremd wären, ohne drohende Blicke oder Aeußerungen von Feindschaft. Das gebot das Gesetz der Ehre, welches den feierlichsten Frieden zwischen den Kämpfern und ihren Genossen vorschrieb.

Die Wehrmannen waren noch immer im Weihhof geblieben, in der Erwartung, daß die Ehe vollzogen und das Festmahl aufgetragen werde. Allerdings wunderte sich Jeder über die ungemein lange Verzögerung; doch daß die Heirath ausgesetzt oder gänzlich rückgängig gemacht werden könne, das mochte Keiner von ihnen glauben.

Nun sahen sie plötzlich aus der Ferne die beiden Herzöge mit Lutgardis in den Weihhof treten.

Alle ordneten sich in zwei lange Reihen und erfüllten die Luft mit wiederhallendem Freudengeschrei, während sie mit den Spießen anhaltend zum Zeichen der Freude auf die Schilde schlugen.

Der Oberherzog ging zum Blutmann und sprach eine Weile in der Stille mit ihm. Was er ihm sagte, schien den Opferer zu erschrecken; denn er erbleichte und sah Chlodwig verdutzt an, als hätte er seine Befehle nicht verstanden.

Unterdessen hatten die Leute der beiden Herzöge Freunden und Gefährten, die sie im Weihhof sahen, den Vorfall erzählt und ihnen zu erkennen gegeben, daß nicht eine Trauung, sondern ein Zweikampf zwischen Chlodwig und Raganher hier stattfinden würde.

Kaum war diese Nachricht einigen Wehrmannen bekannt, so lief sie durch die Reihen aller Anwesenden hindurch.

Einige Augenblicke glich der Weihhof einem schwärmenden Bienenkorb; von allen Seiten drängten sich die Wehrmänner zusammen, um die Nachricht zu vernehmen. Man sprach, man klagte, man zankte, — man schrie die überraschende Kunde einander zu, — doch jetzt erschallten an der Weihtafel einige bekannte Posaunenklänge.

„Die Edelleute aller Gauen!“ riefen viele Stimmen, um das Zeichen zu wiederholen.

Augenblicklich eilten von allen Seiten die gerufenen Edelleute herbei. Als sie in großer Anzahl in der Nähe der Weihtafel versammelt waren, sprach der Blutmann einige Zeit zu ihnen; mit trübem Gesicht verbreiteten sie sich schnell nach allen Richtungen hin, um die empfangenen Befehle an die Leute ihrer Gauen mitzutheilen.

Eine mehr geregelte Bewegung geschah unter der Menge; die Wehrmannen liefen auf verschiedenen Plätzen zusammen und kamen alsbald in die Mitte des Weihhofs, wo sie sich in ein längliches Viereck ordneten und so einen abgeschlossenen Kampfplatz bildeten, an dessen nördlichem Ende sich ein Hügel befand.

Vor jedem Gau standen zwei Edelleute mit dem bloßen Schwert in der Hand, um alles Gedränge zu verhindern und die Zucht zu handhaben.

Einige Augenblicke darnach öffnete eine der Schaaren ihre Glieder, um die Herzöge in die Schranken zu lassen. Voran gingen die Blutmänner und Scalden; nach ihnen kamen die beiden Herzöge, jeder mit einem ihrer Edelleute, der als Zeuge ihnen zur Seite stehen sollte; dann folgten die „Gäste“ oder Richter aller Gauen. Der Zug ward geschlossen durch zwei Hausbedienten, die jeder ein mächtiges Pferd am Zaume führten.

Die Blutmänner und die „Gäste“ erstiegen den Hügel und ordneten sich in einen Halbkreis; — zu beiden Seiten am Fuß des Hügels blieben die Herzöge und ihre Zeugen stehen.

Lutgardis mit zehn der vornehmsten Obersten hielt sich gleichfalls neben dem Hügel in der Nähe ihres Bruders. — Aller Augen waren auf sie gerichtet; sie sah die Tausende von Wehrmannen den Blick bewegungslos auf sich

gerichtet, um gleichsam in der Tiefe ihres Busens den Grimm zu messen, der sie erfüllte. Unter diesen Späherblicken beugte sie sich eine Weile; aber die demüthigende Haltung dauerte nicht lange bei ihr. Sie erhob sich trotzig, richtete den Kopf gerade in die Höhe und ließ ihren kecken Blick längs den Reihen der Wehrmannen hin und her gehen.

Der Blutmann erhob die Stimme und sprach mit einem von Aufregung und Betrübniß zeugenden Ton:

„Freie Wehrmannen aller Gauen, die Ihr hier zum Mahlberge versammelt seid! Wisset, daß Chlodwig, Herzog von Doornikergau, und Raganher, Herzog von Kamerykergau, das Urtheil der Asen aufgerufen haben zur Schlichtung eines Zwistes, der unglücklicherweise zwischen ihnen entstanden ist. Wie groß auch die Betrübniß sei, die bei solcher Kunde den Frankenbund ergreifen muß, das Gesetz gebietet, daß dem Vollzuge des Ehrenstreits kein Hinderniß in den Weg gelegt werde. Ihr sollt also mit Scheu vor der Asen Entscheidung ruhig abwarten, daß ihr Wille sich erkläre, und Euch demselben unterwerfen, um größeres Unheil zu vermeiden. Habt Vertrauen auf die Gerechtigkeit der Diener von Wodan's Weihtafel und der Abgeordneten Eurer Gaue: sie werden wachen, daß Alles ehrlich geschehe. — Der Kampf ist ein Gefecht auf Leben und Tod; einer der Streiter muß in den Schranken sein Leben lassen; es ist ihr Wille: ehret ihn!"

Und sich zu den beiden Kämpfern wendend, fragte er feierlich: „Herzog von Doornikergau, Herzog von Kamerykergau, nehmet Ihr die Asen zu Zeugen, daß Eure Waffen keine andere Kraft haben, als die Kraft des Stahls, Eurer Gewandtheit und Eures Muths? Daß keine Alraune sie angerührt hat? Daß Ihr keine Kräuter oder Zeichen bei Euch führt, die Euch auf unrechte Weise schützen können?"

„Wir nehmen die Asen zu Zeugen", antworteten Chlodwig und Raganher.

Die Posaune wurde erhoben und drei lange Töne über den Platz entsendet, während die zwei Zeugen mit aufgehobenem Schwert in die Mitte der Schranken von beiden Seiten sich aufstellten. Die beiden Streiter stiegen zu Pferde;

Chlodwig blieb beim Hügel stehen; Raganher begab sich an's andere Ende der Streitbahn.

Bis jetzt hatte ein gewisses verhaltenes Gemurmel von Stimmen über den Schaaren geschwebt; aber nun der feierliche Augenblick genahet war, herrschte auf einmal die tiefste Stille. Es war auf dem Gesichte aller Wehrmannen zu lesen, daß ihr Herz von Beklommenheit erfüllt war und daß sie zum Voraus vor der Asen Urtheil erschraken.

Chlodwig und Raganher saßen zu Roß an den äußersten Enden der Schranken, das Schwert in der Faust und bereit, auf das geringste Zeichen, die Zäume ihrer Pferde schießen zu lassen uud auf einander loszufahren. — Ihre Augen glühten, ihre Zähne waren zusammengepresst, um ihre Lippen grinste die heißeste Rachsucht.

Plötzlich scholl ein einziger scharfer Ton aus der Posaune über den Platz.

Auf dieses Zeichen spornten die Streiter ihre Pferde vorwärts und stürzten auf einander los.

Der erste Schlag ward durch Raganher gegeben; sein Schwert fiel mit voller Kraft auf die Waffe seines Feindes; es klirrte schrecklich auf dem getroffenen Stahl; doch es ward abgewehrt und durch einen noch mächtigern Schlag beantwortet . . .

Beide Herzöge gaben wunderbare Beweise von Gewandtheit und von ungewöhnlicher Kraft. Je mehr sich das Gefecht in die Länge zog, ohne daß es einem von ihnen glückte, seinen Feind zu treffen, desto heftiger entbrannte ihre Rachsucht und Wuth; ihre Bewegungen wurden ungestümer, ihre Angriffe folgten schneller auf einander. Alsbald wurde ihre Wuth so heftig, daß sie ihre Pferde in allerlei Wendungen herumtrieben, um ihren Feind von der Seite zu überraschen; doch jeder von ihnen hielt die Augen mit verschlingender Aufmerksamkeit auf den andern gerichtet; und wo ein Schwert in die Höhe fuhr, um verwundend niederzufallen, da erschien auch das andere Schwert, um den Schlag aufzufangen und wieder drohend sich zu erheben . . .

Nach einigen Augenblicken glühten die Angesichter der Herzöge von dem Feuer der Leidenschaft und Anstrengung;

der Schweiß lief ihnen von der Stirn und ihre Athemzüge wurden hörbar.

Auch die zwei mächtigen Hengste, auf welchen die Herzöge saßen, schienen die Wuth ihrer Gebieter zu theilen; der Athem schoß in Wolken aus ihren erweiterten Nüstern, sie wühlten unter den Schwenkungen den Boden mit den Hufen auf, wieherten entsetzlich und bissen einander, als ob sie gleichfalls nach Rache und Blut dürsteten.

Unterdessen sah man noch immer die Schwerter auf- und niedergehen und durch die Luft blitzen; noch immer klirrte Stahl auf Stahl, und die Kämpfer fochten, den dampfenden Schweiß auf der Stirn und die glühendste Rachsucht im Herzen, gegen einander mit beschleunigten Schlägen.

Alle umstehenden Edelleute und Wehrmannen schauten den heißen Streit mit Aufregung und Scheu an; viele sahen bleich aus, andern flammte das Feuer der theilnehmenden Rachsucht auf dem Gesicht. Man sah unter ihnen mehrere Arme sich bewegen, Fäuste sich krampfhaft ballen, Zähne zusammenbeißen, als ob sie gleichfalls aus Sympathie sich zum Streit mit einem mächtigen Feind gewandt hätten.

Lutgardis hielt die Augen fest auf die Kämpfer geheftet; und, obschon sie sich unendliche Gewalt anthat, um ihre tödtliche Aufregung vor den Umstehenden zu verbergen, so war es sichtbar genug an ihren entfärbten Wangen, an ihrem gläsernen Blick und an dem Beben ihres Körpers, daß eine unsägliche Angst ihr den Busen fast zum Ersticken beengte.

Je länger der Kampf dauerte, desto mehr Hoffnung auf Erhaltung ihres Bruders war ihr im Herzen erwacht; dies Gefühl milderte jedoch ihre Beklommenheit nicht. — Wer von Beiden auch fiel, es mußte ihr ein gräßlicher, ein unheilbarer Schlag sein.

Als sie nun mit pochendem Herzen die immer steigende Hitze des Gefechts ansah, erblickte sie, wie bei einem Angriff Raganher's Pferd das andere Pferd in die Lippen biß, und wie durch die daraus entstandene Bewegung Chlodwig dem Raganher die Seite ohne Gegenwehr bot. Sie

sah auch, wie das Schwert ihres Bruders in die Höhe blitzte und auf Chlodwig's Haupt niederfiel .... Ein Angstschrei entfuhr ihrer Brust .... Der Schlag war gegeben, und Blut strömte in die Kampfschranken: Raganher's Schwert, halb durch eine wunderschnelle Bewegung seines Feindes abgewendet, war auf Chlodwig's Pferd gefallen und hatte dem Thier einen Theil des Kopfes abgeschlagen.

Augenblicklich streckten die Zeugen ihre Schwerter zwischen die Streitenden, indem sie zusammen mit starker Stimme das Wort „Ruhe" ausriefen.

Von der einen Seite der Schranken stieg ein jauchzendes Getöse in die Höhe, es waren die Leute Raganher's, die mit ihren Speeren auf die Schilde schlugen, und so ihre Freude über den scheinbaren Vortheil ihres Gebieters bezeugten; aber ein viel furchtbareres Murmeln und Heulen der Mißbilligung erhob sich aus den übrigen Gauen und bedeckte und erstickte das Jubeln der Leute vom Kamerykergau.

Einige starke Posaunenklänge drangen gebietend durch das gegeneinander sich erhebende Getöse und stellten die Stille in einem Augenblick wieder her.

Chlodwig's Pferd war sterbend zu Boden gestürzt. Bevor das Thier in seinem Fall die Erde erreichte, war der Oberherzog herabgesprungen und hatte sich neben seinen Zeugen begeben. Raganher war gleichfalls abgestiegen und zu seinem Zeugen gegangen.

So standen die beiden Herzöge, keuchend und tief aufgeregt von dem schweren Streit; kein Wort entfuhr ihren Lippen.

Zwei Knechte nahten, jeder mit einem Becher Wassers, und boten den Kämpfern den Trank.

Unterdessen sprachen die Zeugen mit einander. Bald darauf gaben sie den Posaunenbläsern ein Zeichen, die wieder einige bekannte Töne anhoben.

„Wir bieten Euch den Kampf an zu Fuß und mit dem Beil!" sprach Chlodwig's Zeuge.

„Wir nehmen alle Waffen an", antwortete der andere.

Jedem Kämpfer ward ein Schild gebracht und an den linken Arm befestigt; es ward ihnen auch das Beil in die Hand gegeben.

„Nehmt Platz", riefen beide Zeugen.

Bis zu einem Abstand von zehn Schritten entfernten die Herzöge sich von einander. Die Zeugen hatten ihre Schwerter mit der Spitze zur Erde gekehrt; durch das Aufheben derselben gaben sie nun das Zeichen zur Erneuerung des Streits.

Mit vorsichtigem Schritt naheten die Kämpfer einander, in den Augen ihres Feindes seine Absicht erspähend, um zu errathen, nach welcher Seite er sich seines Schildes entblößen würde. Die ersten Schläge waren nur Proben, um den Gegner irre zu führen, und eine Gelegenheit zu finden, ihn sicher zu treffen; aber allmählig entbrannte auf's Neue die Leidenschaft der Streiter, und man hörte die Beile in kürzeren Zwischenpausen auf die hohlklingenden Schilde niederfallen.

Durch ihre beiderseitige Gewandtheit angespornt und erbittert über die lange Dauer des Gefechts, schienen die Streiter entschlossen, dem Kampfe ein Ende zu machen. In wilden Schwenkungen liefen sie um einander herum, wehrten das feindliche Beil ab, kehrten zurück und strengten sich aus allen Kräften an, ihren Feind doch endlich einmal entscheidend zu treffen.

Plötzlich erhob sich ein entsetzliches Gejauchz' über den Platz, die Schilde erklangen wie ein anhaltender Donner unter den Schlägen der Spieße . . .

Chlodwig's Beil hatte Raganher eine tiefe Wunde auf Schulter und Brust geschlagen.

Der unglückliche Herzog von Kameryk war auf den Rücken gefallen und lag zuckend in seinem Blut, das in Strahlen aus seiner offenen Brust sprang.

Die Zeugen blieben diesmal bewegungslos und schweigend; denn nach Gesetz und Sitte mußte Chlodwig seinen Sieg vollenden und seinem überwundenen Feind mit einem letzten Schlag den Kopf spalten.

Von der andern Seite des Kampfplatzes kam unerwartet ein Weib heulend und jammernd und mit bittend erho-

benen Händen herbeigelaufen. Sie fiel vor Chlodwig auf ihre Kniee nieder, umschlang seine Füße mit ihren Armen und rief unter Thränenströmen:

„O Chlodwig, entreiß' mir meinen Bruder nicht! Schenke mir sein Leben als den Preis meiner unglücklichen Liebe! Ach, habe Mitleiden mit der, die Du verstoßen hast."

Der Oberherzog, noch ganz erhitzt von dem heftigen Kampf, stand, das flammende Auge auf den Feind gerichtet, und bebte sichtbar vor Rachelust. Kein Mensch hätte dem leidenden Raganher nahen dürfen, um ihn aufzuheben oder sein Blut zu stillen; denn nun gehörte er ganz und gar seinem triumphirenden Feind.

Da Lutgardis keine Antwort bekam und in den Augen Chlodwig's die ungünstigste Stimmung las, jammerte sie auf's Neue.

„Furchtbarer Herr! o thut es nicht! Laßt das hungrige Beil Eurer Hand entsinken. Seht, ich, die Eure Frau werden sollte, krieche vor Euch im Staube; ich benetze Eure Füße mit Thränen . . . Erbarmen! Erbarmen!"

Chlodwig warf auf einmal das Beil aus seiner Hand und sprach in strengem Ton zu Lutgardis:

„Weib, Dein Bruder, sofern er das Leben behält, wird mein Feind bleiben. Geh', ich willige ein in Deine Bitte; es ist ein Schlachtopfer, das später von selbst unter mein Beil zurückkehren wird . . .

Lutgardis eilte zu ihrem Bruder, nahm seinen blutigen Körper in die Arme und begann mit herzbrechendem Jammer sein unglückliches Loos zu beklagen.

Unterdessen sagte Chlodwig etwas zu den Zeugen; sie gaben den Posaunenbläsern ein Zeichen, und diese kündigten sogleich das Ende des Kampfes an.

Nun erst liefen viele Edelleute zu Raganher und hoben ihn theilnehmend vom Boden auf; die Blutmänner kamen gleichfalls mit Schüsseln, Wasser und Tüchern herzugelaufen, um die Wunden des Herzogs zu waschen und zu verbinden.

In kurzer Zeit war diese erste Pflege ihm angethan; man hob ihn vom Boden auf und trug ihn hinter die Weihtafel zwischen die Bäume des heiligen Busches.

Lutgardis folgte dem traurigen Zuge die Hände vor den Augen und schluchzend.

Sobald sein verwundeter Feind weggebracht war, stieg Chlodwig auf den Hügel und befahl, mit einem Zeichen, das er mit der Hand gab, daß die Schaaren sich ihm mehr nähern sollten. Alle Wehrmannen, mit Ausnahme der Leute vom Kamerykergau drängten sich um den Hügel zusammen und horchten still und neugierig auf das, was der Oberherzog ihnen sagen wollte.

Als dieser seinen Wunsch erfüllt sah, streckte er die Hand aus und sprach laut:

„Genossen des Salischen Frankenbundes, nach dem Kampf, den die Asen zu meinem Vortheil entschieden haben, werden die Leute vom Kameryker Gau nicht länger unsre Waffenbrüder bleiben. Vielleicht werden noch andere Gauen bei dieser Gelegenheit nach Belgien zurückkehren. Ich erinnere Euch, daß Ihr Alle frei seid, mich zu verlassen oder mir zu folgen, daß kein Gesetz, keine Verpflichtung Euch an mein Schicksal fesselt. Wenn ich Euch dies sage, so geschieht es, weil ich bemerkt habe, daß einige von Euch sich unterstehen, über mein Betragen zu urtheilen und meinen Entscheidungen zu widersprechen. Das will ich nicht! Ihr habt mich zum Oberherzog ernannt, damit ich Euch befehlen, nicht Euch gehorchen soll. Ich versichere Euch darum, daß ich verstehe, wirklich Euer Oberhaupt zu sein; und daß mein Beil unfehlbar den Vermessenen treffen wird, der sich noch unterstehen sollte, mit bösem Willen das zu mißbilligen, was ich für gut finde. — In dem schönen Lande, wovon wir bis jetzt erst den zehnten Theil durch unsere gemeinschaftliche Tapferkeit gewonnen haben, und das uns — oder so Ihr mir Eure Hülfe verweigert — mir allein alsbald zugehören wird, will ich für unser Geschlecht ein neues Vaterland gründen, das mächtig, groß und als der neue Grund und Boden der Fränkischen Helden berühmt sei. In diesen weiten Eroberungen werde ich Euch Allen, die Ihr mir treu bleibt, ausgedehnte Güter

und Höfe zuertheilen, Euch erheben, Euch Schätze geben, Euch mit so viel Beute beladen, daß Ihr das Gold geringer als das Eisen achten sollet. Aber um dem, was ich einmal werde gestiftet haben, den Bestand zu sichern, achte ich es für nöthig, die Einwohner dieser eroberten Länder mit einiger Schonung zu behandeln, ihren Gottesdienst nicht zu stören und ihnen gewisse geringere Rechte zuzusichern. Wer da unter Euch ist, der diese meine Gedanken mißbilligt, der verlasse das Heer und führe seine Waffen anderswohin. Wer fürchten möchte, daß mir später zur größern Erhebung des neuen Frankenbundes Handlungen abgenöthigt werden könnten, welche mit unsern alten Gesetzen und Gebräuchen zu streiten scheinen, der kehre nach Hause zurück; denn, seid versichert, solche Dinge werden geschehen. — Ihr, die Ihr mir folgen wollt, ich kündige Euch an, daß wir binnen wenigen Tagen in den Krieg ziehen. Unser erster Zug ist gegen die große Stadt am Sequana-Fluß *), die noch unter der Herrschaft der Römer geblieben ist. Sie enthält Reichthümer genug, um den ganzen Markt von Suessionum damit zu bedecken. Noch hundert Städte haben wir zu gewinnen; Heldenarbeit genug für zwei volle Jahre! Nun wohl, Ihr kennt meine Bedingungen, entscheidet über das, was Ihr thun wollt. Hängt Euch an mein Schicksal, unterwerft Euch meinen Befehlen und theilt mit mir die Gefahr und die Früchte des Heldenmuths, — oder geht fort von mir und sucht Euer Glück unter einem andern Oberhaupt!"

Chlodwig stieg vom Hügel; seine Worte wurden durch ein langdauerndes und furchtbares Getöse der Waffen und Schilde begrüßt, worunter das Murmeln derjenigen, die abgehen sollten, ganz erstickt wurde.

Auf ein Zeichen Chlodwig's riefen die Posaunen alle Wehrmannen zu den Tischen; ein Freudengeschrei erhob sich aus dem Schooß der auseinandereilenden Schaaren.

Eben so schnell sah man die Knechte mit großen Stücken

---

*) Den Fluß Seine nannten die Römer Sequana; die bezeichnete Stadt ist folglich das heutige Paris.

rauchenden Fleisches und mit Gefäßen voll Bier über den Platz laufen.

Während an der einen Seite des Weihhofs der größte Theil der Franken sich mit fröhlichem Geräusch an den Tischen niedersetzte, sah man an der andern Seite ganze Haufen Wehrmannen längs dem Saum des Waldes vorbeiziehen und mit schallenden Posaunen den Weihhof verlassen. — Aus der Ferne riefen noch Manche ein freundliches Lebewohl denen zu, die beschlossen hatten, zu bleiben und Chlodwig's Loos zu theilen.

IX.

An einem frühen Morgen zog eine Schaar von zwanzig Franken den Saum eines großen Waldes entlang; an ihrer Spitze ritten drei Personen in Römischer Kleidung, von denen der Vorderste einen grünen Baumzweig in der Hand trug.

Ohne Zweifel mußten diese Leute fremd sein in dem Lande, wo sie sich befanden; denn bei ihrem Durchzug ließen die Landleute, die auf den Feldern arbeiteten, erschreckt ihre Spaten und Hacken aus der Hand fallen, hielten ihre pflügenden Ochsen an und zeigten einander mit Verwunderung den vorbeitrabenden Zug.

Diese Kriegsleute, — mit dem goldgelben Haar, das in einen wehenden Busch oben auf dem Kopf zusammengebunden war, mit dem langen Schwert über der Schulter, mit dem Beil am Gürtel — waren ihnen bis jetzt unbekannt gewesen. Da sie nicht begreifen konnten, was die Fremdlinge in diesem Gebiete zu thun hatten, schlossen sie aus ihrem unerwarteten Erscheinen und aus dem Wege, den sie einschlugen, daß sie Gesandte waren, die dem König von Burgund den Krieg ansagen sollten. Bereits hatten sie unbestimmte Gerüchte von der Ankunft der tapfern Franken in Gallien vernommen; und da sie nun die unbekannten Kriegsleute so keck und so rüstig vorbeiziehen sahen, zweifelten sie nicht mehr daran, daß all das Unheil einer Ueberschwemmung von wilden Völkerschaften sich wieder über ihr unglückliches Vaterland ergießen würde.

Die fremden Reiter bemerkten wohl, wie sehr ihr Erscheinen die Landbewohner betroffen machte und mit Schreck erfüllte; lachend theilten sie darüber einander ihre Bemerkungen mit, doch mäßigten sie den schnellen Trab ihrer Pferde nicht.

Bei einem kleinen Flüßchen angekommen, sagte einer der gallisch gekleideten Reiter zu seinem Gefährten:

„Herr Aurelianus, wir treten auf den Boden von Burgund."

Da er sich in lateinischer Sprache ausdrückte, verstanden die Franken ihn nicht; gleichwohl ließ das Wort Burgund sie rathen, was gesagt war.

Einer der Franken näherte sich Aurelianus und sagte in deutscher Sprache:

„Herr, irre ich mich nicht, so ist dieser Bach die Grenze von Gondebald's Reich; Ihr habt uns versprochen, daß wir nun den Zweck unsrer unerwarteten Reise vernehmen sollten. Erklärt uns also das Geheimniß unserer Sendung."

„Ihr seid doch sicher, Herr Faustinus, daß Ihr Euch nicht irret?" fragte der Römer den, der ihm den Burgundischen Grund und Boden angekündigt hatte.

„Ganz sicher", war die Antwort, „ich komme diese Straße wenigstens zweimal des Jahrs, wenn ich die Leinwand der Doornik'schen Werkstätten nach Divio zu Markte fahre."

„Haltet einen Augenblick den Gang Eurer Pferde an", sagte Aurelianus zu den Edelleuten, die ihm als Geleit beigegeben waren: „Ich werde Euch sagen, welchen Beweis von Vertrauen der Oberherzog Euch geschenkt hat, indem er Euch vor Allen zu dieser Sendung ausersehen. — Wir gehen als Gesandtschaft, um eine Braut für unsern Herrn zu holen . . ."

„Eine Braut!" riefen die Edelleute beinahe zu gleicher Zeit, indem sie an Lutgardis Verstoßung dachten.

„Eine Gemahlin von königlichem germanischen Blute", antwortete Aurelianus mit sichtbarer Freude.

„Die junge Fürstin, die wir zu Doornik auf dem Mahlberg sahen? Das schöne schwarzhaarige Mädchen?" fragten die Edelleute mit steigender Verwunderung.

„Sie selbst: Chlotilde, Hilperich's Tochter."

„Aber sie ist Christin", bemerkte einer der Franken, mit grimmigem Ton. „Unsre Asen werden diese Ehe nicht segnen; seid sicher, Freia wird sie verdammen."

„Ihr irrt Euch wirklich, Herr Mutwald", sagte Aurelianus. „Es ist im Gegentheil der Wille von Oben, daß das Blut der tapfern Germanen sich vermische mit dem Blute der südlichen Nationen, damit aus dieser Vermischung ein Volk entstehe, das begabt sei, nicht allein mit Körperstärke und Heldenmuth im Streit, sondern auch mit der Macht des Geistes und der Wissenschaft . . ."

Die Edelleute schüttelten den Kopf, als begriffen sie diese Beweisführung nicht. Aurelianus fuhr fort:

„Seht Ihr nicht, daß alle siegreichen germanischen Fürsten, — Diener Wodan's, Thor's und Freia's, gleich den Franken — eine Christin oder eine Römische Frau zur Ehegenossin genommen haben? Und ist es — vielleicht aus diesem Grunde allein — den Burgundern, Herulern und Gothen nicht geglückt, mächtige Königreiche zu errichten und zu erhalten?"

„Wie dem auch sei", rief Mutwald, „der Wille des Oberherzogs muß unser Wille sein. Wofern er es für gut findet, müssen wir es auch als vortheilhaft begrüßen, und wollen Euch ganz zu Diensten stehen, damit Eure Sendung vollzogen werde, Herr Aurelianus."

„Ich begreife nicht", bemerkte ein anderer Edelmann, „warum man den Zweck unsrer Reise so streng vor uns verborgen gehalten hat. Fürchtete der Herzog vielleicht, daß seine Leute über die Nachricht unzufrieden sein würden? In der That, viele werden diese Verbindung bedauern . . ."

„Ihr wißt wohl, Luitprand", antwortete der Römer, „daß unser Herr Chlodwig nicht gewohnt ist, irgend etwas zu fürchten; — und hätte er keine andere Beweggründe gehabt, um seine Absicht zu verbergen, er würde auf dem Mahlberg vor dem ganzen Frankenbund den Zweck unsrer Sendung erklärt haben; aber es konnte nicht sein, — und Ihr werdet es selbst einsehen. Wisset, daß König Hilperich und seine Söhne durch Gondebald überwunden und ermordet sind. Chlotilde, die zu Doornik zum Mahlberge kam,

sitzt gefangen auf einem starken Schloß. — Gondebald will sie gleichfalls tödten lassen, aus Furcht, daß ein Fürst, durch den Ruhm ihrer Schönheit angelockt, sie zur Ehe fordere und sie so in ihrem Ehegemahl einen Rächer finde. Durch die Bitten einiger seiner Hofleute zurückgehalten, scheint er den Mord seiner Nichte aufgeschoben zu haben. — Denkt Euch nun, Ihr Herren, daß zu Suessionum der Zweck unserer Reise bekannt geworden wäre; wie leicht konnten die Feinde Chlodwig's uns nicht zuvorkommen, und den König der Burgunder von der Art unserer Sendung benachrichtigen? Würde Gondebald vor unserer Ankunft sich nicht beeilt haben, die unglückliche Chlotilde um's Leben zu bringen? Und war das Bewahren eines Geheimnisses Furcht oder nothwendige Vorsicht?" —

Die Edelleute nickten mit dem Kopfe zum Zeichen ihrer Zustimmung; nach einem Augenblick Ueberlegung bemerkte Luitprand:

„Aber seid Ihr wohl sicher, daß Hilperich's Tochter noch lebt? Wenn sie bereits ermordet wäre?"

„Bereits ermordet!" sagte Aurelianus merkbar erschrocken.

„Also Ihr seid nicht sicher, daß sie noch lebt?" rief Mutbald betroffen.

„Sicher?" versetzte Aurelianus in Gedanken, „nein, sicher bin ich nicht. Ihre Schwester, welche die Nachricht von dem Tode ihrer Eltern nach Suessionum brachte, wußte es selbst nicht zu sagen; aber sie meinte doch Gründe zu haben, die sie hoffen ließen, daß Gondebald seine blutige Rache noch nicht gegen Chlotilde gerichtet hätte."

„Wenn Ihr keine andere Gewißheit habt, als ein bloßes Vermuthen, Herr Aurelianus, dann ist es wohl möglich, daß wir bei unserm Herzog unwillkommene Trauerboten sein werden."

„Ach, ich hab' eine höhere Gewißheit!" entgegnete der Römer mit begeistertem Blick, aber die Quelle derselben könnt Ihr nicht begreifen: — ich sage Euch, Ihr Herren, Christus, an dessen göttliche Macht Ihr nicht glaubt, wird Chlotilde beschirmen! Und wenn Gondebald den Mord seiner Nichte gegen seinen Willen aufgeschoben hat, wer sollte es sein, der seinen Arm aufgehalten hat? . . ."

„Gebt Acht, Gefährten", rief Mutbald plötzlich, „Burgunder auf unserm Wege!"

Wirklich kam in diesem Augenblick eine zahlreiche Schaar Reiter hinter dem Walde hervor. Der Anblick der Franken schien sie zu überraschen, und Alle griffen zu den Waffen, als wollten sie sich kampfesbereit machen.

Aurelianus ließ die Edelleute still halten und ritt mit seinen zwei Gallischen Begleitern voraus; er hielt den grünen Zweig in die Höhe und gab damit seine friedlichen Absichten zu erkennen.

Drei Obersten kamen entgegen und fragten ihn, was für Leute sie wären und wie sie es wagen könnten, auf dem Grund und Boden des Burgundischen Reiches zu erscheinen?

„Wir sind Abgesandte von Herrn Chlodwig, dem großen Herzog des Salischen Frankenbundes", antwortete der Römer. „Wir gehen nach Divio zu Hofe vor Euren König, mit einer wichtigen Botschaft."

„Und diese Botschaft ist? . . ."

„Eine geheime, Herr Oberst, die Euer Herr König allein vernehmen kann. Laßt uns weiter ziehen; unsre Sendung ist eilig; die mindeste Verzögerung könnte Euren König sehr erbittern."

Der Oberst wendete sich ohne zu antworten um und gab einige leise Befehle an zwei seiner Gefährten; diese eilten mit ihren Pferden zur Seite der Straße in einen Waldweg und verschwanden pfeilschnell zwischen den Bäumen. Sodann sagte der Oberst zu den Gesandten:

„Ihr Herren, wir wollen Euch an der Vollführung Eurer Botschaft nicht hindern; zehn meiner Leute sollen Euch begleiten. Geht in Frieden."

Aurelianus kehrte voll Aufregung zu den Edelleuten zurück und sagte ihnen:

„Ihr Herren, laßt uns eilen! Zwei Boten haben sich durch den Wald entfernt, um dem König von unsrer Ankunft zu berichten. Er darf die Zeit nicht haben, einen Beschluß zu fassen. Unsern Burgundischen Begleitern gefolgt und vorwärts denn mit der ganzen Kraft unsrer Pferde."

Nach einem langen, aber äußerst schnellen Ritt erreichten die Abgesandten die Stadt Divio, wo König Gondebald

Hof hielt. Obschon das Volk bei ihrem Durchzug auf Märkten und Straßen zusammenlief und sie neugierig anschaute, mäßigten sie doch ihren raschen Ritt nicht; und als sie endlich vor des Königs Hofburg still hielten, troff der Schweiß wie weißer Schaum von ihren Pferden und die mächtigen Thiere keuchten und schnauften vor Ermüdung.

Gleichwohl hatten sie doch die beiden Boten, die ihnen auf einem kürzeren Wege vorausgeschickt waren, nicht überholt; denn kaum war Aurelianus mit seinen Gefährten abgestiegen, so kamen einige Hofleute und Kriegsobersten, um sie zu empfangen und in einen Saal zu führen, wo sie auf die Audienz des Königs warten sollten.

Die Burgundischen Hofleute erwiesen ihnen viel Freundschaft und suchten beiläufig zu erfahren, welche Botschaft sie dem König bringen wollten. Aurelianus hatte aber seinen Gefährten das größte Geheimniß befohlen, keiner von ihnen ließ merken, daß Chlotilde der Gegenstand ihrer Sendung wäre; Alle betheuerten, daß sie strengen Auftrag hätten, dem König allein zu sagen, was der Oberherzog der Franken ihm zu melden oder von ihm zu bitten hätte.

Nach vielem Kommen und Gehen der Hofleute ward den Gesandten endlich angekündigt, daß der Fürst bereit wäre, sie zu empfangen.

Zwei große Vorhänge wurden weggeschoben; und sie sahen nun im Hintergrunde eines weiten Saals König Gondebald, sitzend auf einem goldenen Thron mit einem bloßen Schwert in der Hand und den Kopf geschmückt mit einer Krone, die von köstlichen Gesteinen funkelte.

An beiden Seiten des prächtigen Saals stand eine Reihe Leibwachen, nach Römischer Weise mit metallenen Harnischen über der Brust und mit eisernen Helmen auf dem Kopf; sie hielten die Schwerter in die Höhe und rührten sich so wenig, wie eine Reihe marmorner Bilder.

Um den Thron herum und in einiger Entfernung befanden sich viele Hofleute und hohe Heeresobersten.

„Die Gesandten nahen vor des Herrn Thron!“ rief ein Waffenbote auf ein Zeichen des Königs.

Aurelianus trat zwischen Mutwald und Luitprand vor-

wärts, bückte sich tief vor dem Fürsten und blieb, ohne zu reden, in solcher gebückten Stellung stehen.

Der König legte sein Schwert nieder, stützte den Ellenbogen auf den Arm seines Sessels, und so den Kopf auf der Hand ruhen lassend sagte er:

„Richtet Euch auf! Wer sendet Euch zu uns?"

„Mächtiger König der Burgunder", antwortete der Römer, „wir sind die Boten von Herrn Chlodwig, dem Oberherzog der Franken, dessen siegreiches Schwert den Römischen Statthalter Syagrius erschlagen hat . . ."

Erst nach Verlauf einer langen Pause fragte der König:

„Und was bittet der Oberherzog der Franken von uns?"

„Herr König, seht hier, was er Euch sagt durch meinen Mund: — Ich Chlodwig, Hilperich's Sohn, hab' Eure Nichte Chlotilde gesehen; in mir ist das Verlangen entstanden, sie zu meiner Ehegenossin zu nehmen, und ich habe Gründe zu denken, daß sie diese Verbindung nicht zurückweisen wird. Sie ist in Eurer Macht, Herr König; Ihr könnt über ihr Leben und über ihre Hand verfügen. Ich ersuche Euch in Freundschaft, gebet mir die Braut meiner Wahl."

Bei dem Hören des Namens seiner Nichte hatte der König eine plötzliche Bewegung gemacht, die von Aerger und Ueberraschung zeugte; doch eben so schnell hatte er diese Aufregung überwunden und seinen Kopf wieder auf seine Hand gestützt. — Er sah dem Gesandten mit einem ruhigen Blick sprachlos in die Augen.

Aurelianus wartete eine Weile und fuhr dann fort:

„Herr König, weiter sagt der Oberherzog zu Euch: — Ihr habt aus Gründen, die mir unbekannt sind, meinen Bundesgenossen Hilperich, seine Frau, seinen Bruder und seine Söhne tödten lassen. Vielleicht fürchtet Ihr, daß ich, wenn Chlotilde mein Weib würde, suchen könnte mich zu rächen für den Tod ihrer Eltern und Blutsverwandten. Wofern Ihr mir ihre Hand zugesteht, werde ich diese Gunst nicht mit Undankbarkeit bezahlen; ich werde vergessen, was geschehen ist; und selbst, wenn es sein muß, Euch gegen Eure Feinde helfen und beistehen."

Noch antwortete der König nicht.

„Ich verlange nichts von ihrem väterlichen Erbtheil, weder Morgengabe noch Brautgeschenke", fuhr Aurelianus fort, „im Gegentheil, Herr König, wollt Ihr es von mir annehmen, so werde ich mich gegen Eure Güte erkenntlich zeigen durch reiche Geschenke und so viel Gold und Silber, als ein Pferd fortbringen kann."

Wieder schwieg Aurelianus eine Weile; der König sagte scherzend:

„Gesandter, Euer Herr Chlodwig ist nicht gewohnt, so demüthig zu sprechen; Ihr heuchelt und wollet uns betrügen."

Der Römer bebte bei dem ungünstigen Ton dieser Worte: es ward ihm trübe zu Muthe, da er eine Weigerung vorhersah. Er nahm sich innerlich zusammen, erhob die Stimme und sprach:

„König der Burgunder, noch sagt der Oberherzog des Frankenbundes: — Ich habe freundlich und demüthig zu Euch gesprochen, weil ich nicht zweifelte, daß Ihr Euch beeilen würdet, meine Bitte zu erfüllen. Wisset gleichwohl, daß ich ein Löwe bin, der seine Nägel einzieht, um seine Freunde nicht zu verwunden; aber der auch seine unüberwindlichen Klauen ausstreckt, um zu zermalmen, wer ihn reizt. — Ich nehme meine mächtigen Götter zu Zeugen der Erklärung, die ich Euch gebe: — Mein Heer hat die Macht der Römer im nördlichen Gallien vernichtet; meine tapferen Wehrmannen löschen ihren Durst in dem Sequana-Fluß; ich bin mächtig, kein Hinderniß kann mich zurückhalten. Das ganze Römische Gallien muß ich haben, und bald wird mein Reich sich bis an die Grenzen des Eurigen erstrecken. Wohlan, gebt mir Chlotildis gutwillig . . . Wo nicht, wehe Euch, Gondebald! Wehe Burgund, über welches Land ein gräulicher Brudermord den Fluch des Himmels gerufen hat! Ich, Chlodwig, ich werde die Geißel sein in der Hand der Götter: wie der Sturmwind werde ich in Burgund einfallen, seine Städte und Dörfer vertilgend durchziehen, Alles mit Feuer und Beil verbrennen und ermorden . . . . ihn mit meinem Schwert umpflügen den verfluchten Boden, der das unschuldige Blut Eurer Brüder getrunken hat . . . Auf Eurer Leiche, Gondebald, und auf der Leiche Eurer Kinder werde ich den Göttern zurufen: Ihr seid gerochen,

der Frevel ist gestraft! — Wählt nun, Herr König! Ihr könnt mich zum Freund und Bundesgenossen haben, oder Euren Tod zum einzigen Ziele meines Lebens machen! — So spricht Herzog Chlodwig zu Euch, König der Burgunder!"

Während dieser drohenden Anrede war des Königs Gesicht fast unbewegt geblieben; nur ein besonders spöttischer Zug hatte um seine Lippen geschwebt, und manchmal hatte er seine Zähne grimmig zusammengebissen.

Die umstehenden Hofleute und Heeresobersten waren durch die Rede des Aurelianus besonders ergriffen worden. Alle sahen mit Angst zum König; und warteten in sichtbarer Aufregung auf die Antwort, die er geben würde.

Mit demselben scharfen Zug um den Mund sagte der König:

„Gesandter, Euer Herr vergißt, daß er zu dem mächtigen König der Burgunder spricht; seine Drohungen sind eitle Worte, die keinen andern Eindruck auf uns machen können, als uns Mitleid einzuflößen mit seinem Uebermuth. Gleichwohl wissen wir, daß er ein tapferer Kriegsmann ist; und uns war die Kunde seines Siegs über die Römer bereits zugekommen. Wir hätten gern uns den berühmten Herzog der Franken zum Freunde gemacht; doch es besteht ein unüberwindliches Hemmniß, das uns hindert, dies unser Verlangen erfüllt zu sehen . . ."

Aurelianus faltete bebend die Hände zusammen und seine Sendung vergessend rief er aus:

„O König, bei Allem, was Euch heilig ist im Himmel, bei Allem, was Euch theuer ist auf Erden, verweigert es nicht, verweigert es nicht!"

„Wir brauchen es nicht zu verweigern", antwortete der Fürst. „Wisset, und sagt Eurem Herzog, daß der König der West-Gothen, unser arglistiger Feind, uns vor vier Tagen einen geheimen Boten sandte, um unsre Nichte Chlotilde für seinen Sohn zur Ehe zu fordern. Er sprach gerade so schmeichelnd und so drohend, wie Euer Herr Chlodwig; aber wir wußten, daß er allein diese Verbindung verlangte, um ein scheinbares Recht zu gewinnen auf die Zurückforderung der Länder, welche unser Bruder Hilperich

unrechtmäßig besaß. Der König der Westgothen ist mächtiger als der Herzog der Franken; — und dennoch, welche Antwort meint Ihr, daß König Gondebald ihm gab? . . . Er sandte in Gegenwart des Gothischen Gesandten Befehl, das gefährliche Pfand zu vernichten, — er gebot, daß man Chlotilde tödten sollte . . ."

„Ach, unmöglich!" rief Aurelianus selbstvergessen aus, indem er die Hände bittend nach dem König ausstreckte, als wollte er um Abwendung dieses blutigen Urtheils flehen.

Alle Umstehenden wurden durch die Mittheilung des Königs schmerzlich getroffen; einer der vornehmsten Hofleute erbleichte sichtbar und brachte die Hand vor die Augen, um eine Thräne zu verbergen.

„Gnade, Gnade!" rief der Römer mit kläglicher Stimme.

„Es ist zu spät", versetzte der König mit erstarrender Kälte, „es ist zu spät. Noch denselben Tag vollstreckte man das Urtheil, das uns durch die Nothwendigkeit aufgelegt wurde. Die Mauern des Gefängnisses haben Chlotilden's Haupt unter dem Schwerte des Henkers fallen sehen."

Ein herzerschütternder Angstschrei stieg aus der Brust des Römers.

„Todt! Chlotilde sollte todt sein!" rief er in Verzweiflung aus. „Nein, es nicht wahr, es kann nicht sein, Gott will es nicht."

Er hatte den Kopf zwischen seine Hände genommen, und sah den König mit solchem irren, erschrockenen Blick an, daß die Umstehenden ihn für von Sinnen hielten.

„Wir vergeben Euch den beleidigenden Zweifel in Anbetracht Eurer tiefen Aufregung", sprach der Fürst, „wir willigen ein, daß Euch die Leiche gezeigt werde. So werdet Ihr Euren Herrn Chlodwig versichern können, daß wir ihn nicht betrügen."

Aurelianus ward todtbleich, alle seine Glieder zitterten; er wollte sichtlich noch etwas zum Könige sagen, aber die Stimme versagte ihm. Tief seufzend und halb bewußtlos sank er in die Arme seiner Gefährten Mutwald und Luitprand.

„Herr Gesandter", fuhr der König fort, „Ihr werdet also Euren Herrn Chlodwig benachrichtigen, daß es uns

unmöglich ist, in sein Gesuch zu willigen; Ihr werdet ihm sagen, daß wir selbst diese Unmöglichkeit bedauern und ihm willig die Hand unsrer Nichte würden zugestanden haben, hätte nicht das Schicksal den unwiderruflichen Tod zwischen sie und uns gestellt. Will er jedoch Rache suchen für Begebenheiten, die ihn nichts angehen, oder für ein Urtheil, das gefällt wurde, bevor wir sein Verlangen kannten, so thue er es. Wir werden ihn wohlgerüstet erwarten und zum Voraus die Gräber graben lassen, worin wir Chlodwig und seinen Mannen den ewigen Schlaf gönnen werden... Eure Sendung ist vollbracht; mein Haushofmeister soll Euch nach der Gesandten-Herberge führen; Ihr werdet da Alles zu Euren Diensten finden. Mein Wille ist, daß Ihr morgen früh Burgund verlasset und zu Eurem Herrn zurückkehrt. Grüßt ihn in meinem Namen . . . und Ihr Gesandten, geht in Frieden."

Der König stieg herab von seinem Thron und ging von all seinen Hofleuten gefolgt zum Saal hinaus.

Aurelianus lag mit dem Haupt an Mutwald's Brust und weinte; seine andern Gefährten waren ihm gleichfalls genahet und suchten ihn zu trösten; doch er, in Schmerz begraben, schien sie nicht zu hören. Nur zuweilen, wenn ein besonders schmerzlicher Gedanke ihn ergriff und zittern ließ, rief er mit erstickter Stimme aus:

„Wehe, wehe Burgund! Wehe dem Christenthum! Wehe der Welt!"

Dann verfiel er wieder in seine düstere, stumme Trostlosigkeit.

Der Hausgraf (Haus-Hofmeister) des Königs trat in den Saal und ersuchte die Gesandten, ihm zu folgen nach der Herberge, wo bereits ihre Pferde verpflegt würden.

Durch die Straßen schreitend wetteiferten noch die Edelleute in der Bemühung, einigen Trost in's Herz des Römers zu senken; doch er schritt wankend und gebeugten Hauptes in ihrer Mitte, sichtbar der tiefsten Verzweiflung preisgegeben.

Zur Herberge gekommen, wurden sie in einen Saal geführt, wo eine kostbare Mahlzeit aufgetragen war. Der

Hausgraf sagte ihnen, daß alle Bedienten des Hauses zu ihren Befehlen ständen, und entfernte sich darauf mit freundlichem Gruß.

Aurelianus war in einen Sessel gesunken und hielt die Augen fortwährend zur Erde gerichtet; seine Gefährten suchten ihn dahin zu bringen, daß er einen Becher Wein leerte, um sein Herz zu stärken. — Er stand langsam vom Sessel auf und sprach:

„Eßt, trinkt, aber laßt mich; ich stehe unsägliche Schmerzen aus; Ihr könnet sie nicht begreifen; ich mag sie nicht erklären."

Er sah umher, und begab sich zu einer Thüre, während er zu seinen verwunderten Gefährten sagte:

„Allein muß ich sein; folgt mir nicht; die Einsamkeit wird meine Seelenpein lindern."

Er öffnete die Thüre und trat in einen weiten Saal, in dessen Hintergrunde er niederkniete und mit zum Himmel erhobenen Händen ausrief:

„Gott der Christen, aus der Tiefe meiner Verzweiflung rufe ich zu dir. Erhöre, erhöre meine schmerzliche Bitte! Deine Beschlüsse sind unerforschlich, o Herr, keine Schranken hat deine Macht. Ein feiger Mörder hat sie getödtet, sie, die du auserwählt hattest, deine treuen Kinder zu retten, das Licht deines Worts über das Abendland auszubreiten, die falschen Götter vor deinem Angesichte verschwinden zu lassen. Keine Hoffnung mehr für uns, als in dir, — in dir allein, erhabener Lenker des Schicksals. Ach, wirf den Blick deiner Gnade auf die seufzenden Christen, beschirme den Felsen Petri gegen den siegreichen Irrthum . . . Gib, gib der Welt Chlotilde wieder; sende deinen Odem über ihren Leichnam, daß er aufstehe aus dem Grabe und deine Feinde zittern lasse ob dieses Beweises deiner Allmacht! Ist ein Sühnopfer nöthig, ich bin bereit; nimm mein Leben, deinen Namen benedeiend werde ich sterben! Gott! o barmherziger Gott, bleib nicht taub für den Angstschrei meiner Seele."

Ganz erschöpft ließ er das Haupt auf die Brust sinken und blieb eine lange Weile bewegungslos und schweigend auf den Knieen liegen.

Er erhob sich endlich und blieb mitten im Saal mit auf die Brust gekreuzten Armen stehen; sein Blick war starr, sein Gesicht bleich, seine Glieder bebten.

„Ach", sagte er mit düsterm, muthlosen Ton, „ich fühle es, der Herr hat mein Gebet nicht erhört. Vermessener, der ich bin, wagte ich nicht, von Gott ein Wunder zu fordern? . . . Täuschen wir uns nicht länger: Das Grab wird seine Beute nicht wiedergeben . . . . Todt! sie ist todt, die engelschöne christliche Jungfrau! Die mir durch meinen sterbenden Vater vorhergesagte Zukunft ist todt!"

Noch heftiger zitterte er unter dem Einfluß dieser schrecklichen Worte, endlich aber sagte er mit ruhigerer Stimme, auf eine Bank sich niedersetzend:

„Unglückliches Mädchen! Nicht wahr, du hast im bittern Kerker deine Seele getröstet mit dem Gaukelspiel des schönen Traums? Bis zu Ende hast du geglaubt, daß Gott dich für ein höheres Loos als den Richtblock bewahrte? Du meintest, daß der heidnische Herzog die christliche Königstochter doch erlösen würde? Noch aus dem Blitzen des Schwertes, das dich tödten sollte, funkelte dir der Name Chlodwig's als ein Hoffnungsstern entgegen? Ach, armes Lamm, unschuldiges Mädchen, Christus im Himmel vergelte dir den frühen Martertod."

Seine Stimme war immer schwächer geworden, er sank wieder erschöpft in einen Sessel und blieb, beide Hände vor den Augen, lange von der tiefsten Stille umgeben, in seinem Schmerz begraben. Nur von Zeit zu Zeit ließ ein Seufzer oder eine leichte Bewegung der Hand Leben in ihm errathen . . .

Ein Mann trat mit leisen Schritten in den Saal, blickte umher und ging, als er den trauernden Aurelianus bemerkte, langsam auf ihn zu. Es war ein Hofbeamter von König Gondebald, derselbe, der durch die Worte des Fränkischen Gesandten gerührt worden war und eine Thräne des Mitleids sich aus den Augen gewischt hatte.

„Herr", sprach er mit gedämpfter Stimme.

Aurelianus sprang überrascht auf und, als hätte ihn ein unerklärlicher Schreck ergriffen, entfernte er sich bebend von dem Burgunder.

„Herr", fuhr dieser fort, „fürchtet nichts von mir; ich komme zu Euch aus einem Gefühl von Freundschaft."

Aurelianus sah ihn mit funkelnden Augen an und schien außer sich vor Ungeduld.

„Nun — nun, sprecht!" rief er.

Der Burgunder schüttelte mißmuthig den Kopf, als hielte er den Gesandten für sinnlos und sagte mit kaltem Ton, indem er dichter an den Aurelianus herantrat:

„Darf ich mich Euch anvertrauen, Herr Gesandter? Kann Euer Herz ein Geheimniß verwahren, als wäre es darin vergraben? Was ich Euch sagen will, kostet mir unfehlbar das Leben, wenn Euer Mund mich verräth; — aber mäßigt Eure Aufregung; Ihr zittert und erbleicht, als wolltet Ihr von Sinnen kommen."

„Ach", rief Aurelianus, „wüßtet Ihr, was in mir geschieht!" Meine Seele jauchzt und jubelt, sie schreit vor Freude in meinem innersten Gemüthe, sie ruft, daß Gott selbst Euch zu mir sendet .... Von Chlotilde wollt Ihr sprechen, nicht wahr? Nun? nun?"

Der Burgunder sah den Römer betroffen an; er neigte jedoch das Ohr an seine Schulter und flüsterte mit zurückgehaltener Stimme:

„Der König hat Euch betrogen: Chlotilde lebt ..."

„Sie lebt!" rief Aurelianus auf die Knie stürzend, „Gott, du hast mich erhört. Das Wunder ist geschehen. O Dank, Dank im Namen der Christenheit!"

Und eben so schnell wieder aufspringend, ergriff er die Hand des Burgunders und sagte unter Freudenthränen:

„Herr, seid gesegnet für diese heilvolle Nachricht .... Wo, wo lebt sie?"

„Ruhig, macht keinen Lärm; man könnte uns überraschen; der Tod wäre mein Lohn. Die Zeit ist kostbar, hört kaltblütig zu. Ich liebe meinen Fürsten, wie unmenschlich grausam er sich auch gezeigt habe; ich bebe vor der Rache der Götter, und will Gondebald eine neue Uebelthat ersparen. Ihr werdet mich nicht verrathen; Ihr seid Christ; Eure Seele hat sich vor mir in Euren Worten offenbart. Chlotilde sitzt gefangen auf dem Schloß Auronna an dem Strome Araris; es ist etwa 5 Stun-

den von hier entfernt. Ihr scheint bis zum Rasendwerden froh über diese Nachricht, Herr; aber was hilft es Euch? Obschon sie lebt, so könnt Ihr sie deswegen doch nicht erlösen. Wüßte der König, daß das Geheimniß Euch offenbart ist, er ließe sie noch heute tödten."

„Ich verzweifle", rief Aurelianus plötzlich enttäuscht. „Wirklich! Was ist da zu thun, um diesen entsetzlichen Mord zu verhüten?"

„Ich kann Euch das Mittel dazu angeben", antwortete der Burgunder. „Ich verlasse so eben des Königs Hof; er hat sich mit seinen Räthen abgeschlossen und beschließt ohne Zweifel mit ihnen über Eure Botschaft. Kehrt zurück zu ihm; fordert auf der Stelle eine Audienz, unter dem Vorwande, daß Ihr noch das Wichtigste Eurer Sendung ihm zu melden habt. Sagt ihm, daß Euer Herzog beabsichtige, ein Bündniß gegen ihn mit den Königen der Heruler und der Westgothen zu schließen. Er fürchtet sich vor solchem Bündniß, weil er es für möglich erkennt. Sagt ihm noch, daß Euer Herr die Allemannen aus Deutschland rufen und ihnen Burgund zum Preise ihrer Hülfe versprechen wird. Wenn's nöthig ist, fügt hinzu, daß er Godegeselle, Gondebald's Bruder, die Burgundische Krone anbieten wird. Es sind die einzigen Drohungen, vor welchen der König sich beugen kann; Ihr seid beredt, und vielleicht werdet Ihr mit diesen Mitteln Euer Ziel erreichen."

Aurelianus streckte die Hand in die lederne Tasche, welche ihm am Gürtel hing, und holte ein Juwel heraus, das die Gestalt einer Rose hatte und mit den kostbarsten Steinen geziert war.

„Herr", sprach er, „ich weiß nicht, wie ich Euch meine Dankbarkeit beweisen soll. Dies Geschenk war für Euren König bestimmt; nehmt es im Namen meines Herrn."

Der Burgunder wies den Juwel mit der Hand von sich.

„Daß Gott unserm König seine Grausamkeit vergebe", sagte er, „daß es ihm gefalle, mein Vaterland mit seiner Rache zu verschonen, das ist der einzige Lohn, den

ich suche . . . Nun, Herr Gesandter, beeilt Euch. Ich habe vor des Königs Palast Reiter zu Pferde sitzen sehen; sie warten auf die Entscheidung des Raths. Wer weiß, ob sie das Todesurtheil Chlotilden's nicht nach Auxonna bringen müssen."

Der Burgunder drückte Aurelianus die Hand und verschwand hinter dem Vorhang der Thüre.

Einen kurzen Augenblick sah ihm Aurelianus verwundert nach, stieß dann einen Freudenschrei aus, und eilte zum Saal hinaus zu seinen Gefährten, die er an der Tafel durch den Ausruf überraschte:

„Schnell, schnell, Genossen, zurück zum König!"

X.

Nicht weit von dem Flecken Auxonna an dem Fluß Araris*) stand ein festes Schloß, umgeben von einer Brustwehr felsenartiger Festungsmauern, breiter Gräben und hoher Thürme. Eine aufgezogene Wallbrücke und dahinter ein eisernes Gatter beschützten sein einziges Eingangsthor.

Alles war einsam und schweigend rings um das Schloß; so weit das Auge reichte, konnte man keine Menschenwohnungen in der Nähe entdecken; und obwohl eine große Landstraße sich neben den Gräben hinzog, so wagte sich doch sehr selten selbst bei Tage ein Einwohner dieser Gegend auf diesen Weg. Es war in der That schreckenerregend, in entsetzlicher Stille immer eine Anzahl finsterer Kriegsleute auf den Mauern wandeln zu sehen, mit Bogen und Pfeil zum Tödten bereit; hinter den Schießscharten die flammenden Augen geheimnißvoller Wesen funkeln, und auf dem höchsten Thurme den Posaunenbläser stehen zu sehen, der unaufhörlich nach allen Seiten umherblickte, um bei dem mindesten Schein von Gefahr Allarm zu blasen.

Das Schloß Auxonna war des Königs Staatsgefängniß; man hatte mehr als einmal im Dunkel der Nacht ganze Haufen Schlachtopfer dahin führen, niemals jedoch einen Einzigen dieser Unglücklichen daraus zurückkehren sehen. Die Landleute bebten schon beim Aussprechen des Namens dieses Kastells, das sie die Grabhöhle nannten.

---

*) Die kleine Stadt Auxonne am Flusse Saone in Frankreich.

Innerhalb seiner Wälle bestand das Schloß aus vielen Gebäuden, die in ein Viereck um den Mittelhof geordnet waren und den Kriegsleuten der Besatzung zur Wohnstätte dienten. Die Löcher und Kerker, worin man die Gefangenen einschloß, waren unter den Boden der Festungsmauern gegraben oder ausgebaut in dem Bauch der acht Thürme, die gedachte Grabhöhle und die umliegende Gegend als immer wachende Riesen beherrschten.

Es konnte ungefähr drei Uhr Nachmittags sein; die Männer der Besatzung eilten über den Mittelhof und gingen gewiß zum Mittagsmahl nach der gemeinschaftlichen Küche, welche in einem Winkel neben den Pferdeställen lag.

Ein Kriegsmann, den sein gebietender Blick für einen Obersten erkennen ließ, stand mit verschlungenen Armen nicht weit hinter der großen Pforte und sah das Gewühl der hungrigen Leute mit strenger Ruhe an.

Endlich, als jeder seinen Theil Nahrung erhalten hatte, ward der Mittelhof einsam und still. Der Oberste schritt seitwärts in eine offenstehende Thüre, trat in ein Zimmer und setzte sich stumm auf eine Bank.

Neben ihm saß ein bejahrter Mann, der einige alte Tücher in der Hand hielt und beschäftigt war, ein großes Schwert abzuscheuern. — Dieser Greis war hoch von Gestalt und von äußerst kräftigem Körperbau; sein runzliches Gesicht war unbeweglich und kalt; seine Augen funkelten aber sonderbar.

Lange Zeit blieben beide Männer stumm; der Greis versank selbst einen Augenblick in Gedanken, denn er hielt die Tücher bewegungslos auf's Schwert und arbeitete nicht weiter.

„Wo sind Deine Gedanken, Basilius?“ fragte der Oberste scherzend. „Wenn der Wolf träumt, denkt er, daß er ein Schaf verschlingt; wenn der Henker träumt, muß es von Blut sein.“

„Was Ihr da sagt, Herr Fortunatus, ist nicht immer wahr“, antwortete der Greis, „jetzt jedoch habt Ihr es gerathen; ich träumte, und es war wirklich von Blut.“

„Bist Du noch nicht gesättigt? Seit drei Monaten geht kein Tag vorbei, ohne daß Dein Schwert seine Arbeit thue.“

„Und meint Ihr, Herr Fortunatus, daß ich Vergnügen an dieser Arbeit finde? Haltet Ihr mich für ganz gefühllos?. Gestern noch war mir das Herz tief bewegt bei der Ausübung meines blutigen Handwerks . . .“

„Du?“ rief der Oberste spottend, „Du solltest des Mitleids fähig sein!“

„Und warum nicht zum Wenigsten so gut als Ihr?“

„Ja, der Tieger vergießt auch Thränen über seine Beute... aus Trauer, daß ihm nichts mehr übrig blieb, als die Gebeine. Unser Herr König hat wohl gewußt, was er that, indem er Dich hier zum Vollstrecker seiner hohen Befehle machte. Für solch Teufelsamt konnte er keinen bessern Mann finden.“

Mit bitterer Miene antwortete der alte Basilius:

„Ihr kommt mir sonderbar vor, Herr Fortunatus. Wußte der König nicht, was er that, als er Euch zum Oberhaupt und Schloßvogt des Gefängnisses anstellte? Was für ein Unterschied ist hier zwischen Euch und mir? Ihr bewahrt die Schlachtopfer, um sie mir zu überliefern. Wer trägt die meiste Schuld an dem Tode des Viehs, derjenige, welcher den Ochsen Jahre lang für die Schlachtbank aufzieht, oder der, welcher dem Thier das Beil an den Hals legt? Gebt Euren Gefangenen die Freiheit, ich werde ihnen nicht nachlaufen. — Aber laßt allen Spott fahren. Wißt Ihr, woran ich dachte?“

„Es wird fürwahr nichts Erfreuliches sein.“

„Wahrlich nicht; was für Erfreuliches wollt Ihr hier im Hause des Todes suchen?... Ich dachte, daß es bisweilen besser ist, Henker als König zu sein; ich sah Euch an, und ich dachte gleichfalls, daß, wenn Ihr mir vorschlügt, Euer Loos mit dem Meinen zu vertauschen, ich sehr verkehrt handeln würde, so ich den Handel annähme.“

„Du bist sehr demüthig, Basilius“, scherzte der Oberste.

„Wenigstens nicht übermüthig, Fortunatus. Euer Schwert wird mich nicht treffen; ich bin zu klein in der Welt; die Stelle, die ich bekleide, wird durch Niemand beneidet . . . Aber Ihr, hoher Oberster und Günstling des Königs, seid Ihr wohl sicher, daß Ihr den kalten Stahl meines Schwerts niemals an Eurem Halse fühlen werdet?“

Der Oberste schrak sichtbar zusammen, verbarg jedoch seine Aufregung unter einem Lächeln.

„Es ist wahr, was Du sagst, Basilius; in diesen Zeiten ist das Wort eines Schmeichlers hinreichend, um den Kopf selbst des Hüters der Grabhöhle auf den Block zu legen; aber Du, der Du zu wähnen wagst, daß unser Herr König nicht frei ist vor Deinem Schwert; was würde Dein Loos sein, wenn Jemand ihm Deine Gedanken verriethe?"

„Von unserm Herrn König sprach ich nicht", antwortete der alte Nachrichter, indem er sich dem Fortunatus näherte und ihm geheimnißvoll in's Ohr sagte:

„Gestern hat mein Schwert einem König den Kopf abgeschlagen. Dieser Gedanke spukt mir mit sonderbarer Hartnäckigkeit vor dem Geist . . ."

„Ein König!" rief Fortunatus betroffen aus. „Sind denn in den unterirdischen Löchern der Burg Gefangene, die ich nicht kenne? — Gestern hast Du doch niemand anders gerichtet, als den stummen Jüngling mit der durchbohrten Zunge?"

„Nun wohl, gestern stieg ich in seinen Kerker hinunter und kündigte ihm an, daß er sterben müsse. Der Anblick meines blitzenden Schwertes machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß es war, als ob er die Sprache zurückbekommen hätte; — und in der That, ich habe meist Alles verstanden, was er mir sagte."

„Aber wie soll doch aus dem stummen Jüngling ein König werden?" rief Fortunatus voll Ungeduld.

Der Alte trat dichter an den Obersten heran und flüsterte:

„Nach dem Gesetz erbt der Sohn vom Vater: Bettelstab oder Krone, es ist gleich. Wenn ein König stirbt, wird sein Sohn König . . . Nun wohl, der Stumme mit der durchbohrten Zunge war der letzte Sohn König Hilperich's, der in Vienna das Leben verlor. Sein Loos erfüllte mich mit Mitleiden . . ."

„Himmel! Und Du hast ihn getödtet?" rief Fortunatus angstvoll aus.

„Sonderbare Frage. Warum nicht? Aber ich fühlte allerdings einen mir unbekannten Schauder bei dem Gedanken, daß ich mit einem einzigen Schlag einen schönen Kö-

nigsstamm bis zur letzten Wurzel ausrottete. Ach, Fortunatus, ich sag' es noch einmal: besser ist es, unbemerkt in der Welt zu stehen. Wenn der Sturm kommt, stürzt der größte Baum zu Boden und läßt die kleinen Pflanzen unbeschädigt . . ."

„Es ist merkwürdig, Basilius; jedermann glaubte, daß die beiden Söhne Hilperich's zu Vienna umgekommen wären. Welche Gründe mag unser Herr König doch gehabt haben, diesen so lange zu schonen?"

„Ich weiß es nicht. Aus seinen düstern Lauten und Gebehrden glaubte ich zu verstehen, daß unser König ihn hat zwingen wollen, den Ort anzugeben, wo sein Vater den Staatsschatz verborgen hat. Es kann wohl sein; bis jetzt ist Hilperich's Schatz noch nicht gefunden."

Der Oberste schwieg und schien in Gedanken versunken. Nach einem Augenblick fragte er, den Kopf schüttelnd:

„Aber hast Du auch recht verstanden, Basilius? Bist Du wohl sicher, daß der stumme Jüngling Hilperich's Sohn war?"

„Ja gewiß", antwortete der alte Henker, „so sicher, als ich jetzt weiß, daß die Reihe an seine Schwester Chlotilde gleichfalls kommen wird. Es wundert mich, daß die schöne Tochter Hilperich's so lange hier Herberge findet. Mein Schwert ist nicht gewohnt, so lang zu warten . . ."

Fortunatus wollte antworten, doch da hörte man plötzlich Posaunenklänge über das Schloß erschallen. Der Oberste und der Scharfrichter eilten hinaus bis an den Fuß des Thurms, und fragten den Wächter, was er wahrgenommen hätte.

„Zehn Reiter, des Königs Boten!" rief er von oben.

„Ich brauche mein Schwert nicht zu reinigen", sagte der Scharfrichter mißmuthig, es wird keine Zeit haben, zu rosten.

„Meinst Du denn, daß es ein Befehl sei, Jemand zu richten?" fragte der Oberste.

„Was sollt' es anders sein? Heute wird die schöne Chlotilde ihrem Bruder in die Ewigkeit folgen."

„Aber wie kannst Du das wissen?"

„Ich kenne die Reihenfolge der Gedanken des Königs."

Unterdessen war die Thorwache auf ein Zeichen des Obersten unter die Waffen getreten; die Zugbrücke wurde niedergelassen; das Gatter in die Höhe gehoben und das Thor aufgeschlossen.

Der Oberste nahm zehn Mann mit und ging den angekündigten Boten bis jenseit des Grabens entgegen; der alte Henker blieb unter dem Thore stehen und sah dem Obersten neugierig nach. Er bemerkte, wie der Zug vor der Brücke still hielt und wie der Befehlshaber dem Fortunatus einen Brief mit dem Siegel des Königs zeigte, und eine Weile mit ihm sprach.

Der Henker, der den Obersten die Augen nach ihm richten sah, brachte die flache Hand an den Hals und mit derselben schnell über die Kehle fahrend, schien er zu fragen, ob es ein Todesurtheil wäre.

Fortunatus nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Ich irrte mich nicht", murmelte Basilius.

Er brachte nun die Hände von beiden Seiten an seinen Kopf und ließ sie über die Schultern fallen; dann beschrieb er mit dem Finger einen Kreis um seinen Schädel. Ohne Zweifel wollte er durch diese Gebehrde die Frage ausdrücken, ob es eine Frau wäre, eine, die eine Krone trüge."

Fortunatus nickte zum zweiten Male.

Das Gesicht des Henkers verdüsterte sich; ein gewisser Aerger, vielleicht Trauer war darauf zu lesen. Er entfernte sich vom Thore, trat in sein Zimmer, setzte sich nieder, nahm sein Schwert und es sinnend anschauend sagte er:

„Arme Fürstin, wärest du die Tochter eines Bettlers, dein Leben würde eines Mords nicht werth sein .... Was ist doch das Loos der Menschen? Ein Kind reißt unachtsam die schönste Blume von ihrem Stengel; es kostet mir nicht mehr Mühe, um das Leben der schönsten, der edelsten Jungfrau zu vernichten ... Jetzt noch voll Hoffnung, unbewußt des Urtheils, träumend vielleicht von Freiheit und Zukunft — bald eine Leiche ohne Kopf!

Kaum hatte er einen Augenblick auf der Bank gesessen, als der Oberste in's Zimmer trat und ihm sagte:

„Basilius, Du bist ein Zauberer. Du hast es wirklich gerathen. Mach' Dich bereit; das Haupt Chlotilden's muß fallen."

„Sogleich?" fragte der Henker.

„Es scheint, daß die Nachricht Dich nicht erfreut, obwohl Du sie zum Voraus kanntest. Der Befehl des Königs gibt ihr eine Stunde nach Empfang der Botschaft, um sich zum Tode zu bereiten. Um 4 Uhr muß folglich der Schlag gegeben sein. Es ist merkwürdig, Basilius, der König will, daß die Hinrichtung unter dem freien Himmel auf der Weide beim Südthurm geschehe; in Gegenwart der zehn Boten, welche er mit dem Todesurtheil gesandt hat. Das Schaffot muß noch errichtet werden; wir haben keine Zeit übrig. Nehmt Eure Schlüssel, wir werden die Verurtheilte benachrichtigen."

Der Scharfrichter schloß eine eiserne Kiste auf, nahm sein schweres Schlüsselbund heraus und folgte Fortunatus über den Platz, ohne auf seine Bemerkungen zu antworten.

In einem Winkel der Festungsmauern war eine niedrige, ganz mit eisernen Stäben bedeckte Pforte; diese öffnete Basilius und schritt mit seinem Gefährten in einen dunkeln Gang, der sich unter die Festungsmauern hinzog. Nur einige Schießscharten ließen ein schwaches Dämmerlicht in das kühle Gewölbe dringen.

Die schweren Schritte des Henkers und das Klirren seiner Schlüssel schallten durch den Gang und weckten die nahen Klagen von Gefangenen, die in Kerkern seufzten, deren Thüren man wegen der Dunkelheit kaum unterscheiden konnte.

Der Henker wies auf eine der Thüren und sagte leise zum Obersten:

„Hört Ihr, wie er heult? Er fühlt, daß sein Ende kommt. Er war der Haushofmeister König Hilperich's und stand neben dem Thron . . . . morgen kommt er an die Reihe!

„Wer das Schloß Auxonna gebaut hat, muß sich auf die Kunst verstanden haben", bemerkte der Oberste. „Es ist hier wie die Bahn zur Hölle."

„Es ist die Hölle selbst; die Verdammten sitzen dahinter

und wir sind die Teufel", murmelte der Henker, während er ein eisernes Gitter öffnete und die Stufen des Thurms hinaufstieg.

Sie blieben beide stumm, bis sie oben vor einer kleinen Thüre angekommen waren.

Den Schlüssel im Bunde suchend, murmelte Basilius:

„Ich weiß nicht, aber noch nie vollzog ich meine Botschaft mit mehr Widerstreben; ich wollte, ich könnte umkehren."

„Komm, komm, das Mitleiden des Henkers von Auxonna ist Heuchelei. Oeffne die Thüre und spotte nicht! Mit drei oder vier Worten haben wir's hier abgemacht; das Uebrige ist Deine Sache."

Der Schlüssel kreischte im Schloß; Fortunatus und Basilius schritten in den Kerker.

Bei ihrem Eintreten saß Chlotilde auf einem Stein, das Haupt in beiden Händen; sie richtete sich langsam auf und grüßte mit stiller Unterwürfigkeit ihre zwei bekannten Wächter.

„Nahet Euch uns, Fürstin", sprach der Oberst, „ich muß Euch einen Befehl des Königs ankündigen. — Euer Tag ist gekommen; binnen einer Stunde werdet Ihr zu Gott gehen."

Chlotilde erbleichte; sie zitterte und sah den Henker und den Oberst mit irrem Blick an. Als sie sah, daß sie den Kerker verlassen wollten, streckte sie die Hände bittend zu ihnen aus und rief:

„O, einen Priester, sendet mir einen Priester, bevor ich sterbe!"

„Kein lebendes Wesen außer uns darf die Gefangenen sehen", antwortete der Oberste. „Und außerdem, Ihr seid eine Orthodoxe, es sind in dieser Gegend keine Priester Eures Bekenntnisses."

„Seid ohne Furcht, Fürstin", sagte der Henker tröstend, „wenn Ihr nicht in den Himmel kommt, dann werden noch mehr vor der Pforte stehen bleiben."

Die Thüre knarrte wieder in ihren Angeln, die Riegel fuhren mit ihren Zähnen in den Stein; der Oberste und der Henker waren wieder verschwunden.

Chlotilde blieb einen Augenblick wie gefühllos, nahete

dann wankend dem Stein und ließ sich mit einem langen Seufzer darauf nieder. Die Unglückliche bebte an allen Gliedern und starrte in's Weite.

Man konnte an ihrem entfärbten Gesicht und an ihren rothgeweinten Augen sehen, daß sie den Estrich des Kerkers unaufhörlich mit Thränen benetzt hatte und in unsäglichem Kummer den schrecklichen Tod ihrer Eltern betrauerte. — Das einfache schwarze Gewand, das sie jetzt trug, hob ihre bleiche Farbe noch mehr hervor.

Nach kurzer Zeit sank sie vom Steine auf die Kniee, hob die Hände in die Höhe und sagte mit schluchzender Stimme:

„Gott, du hast es gewollt! Ich soll vor dir erscheinen, beladen vielleicht mit einem sündlichen Vergehen. Herr, siehe an meine Thränen und zürne nicht auf mich. Ach, ich habe in meinem Herzen eine innige Liebe genährt. Er, den ich liebte, ist dein Diener nicht; falsche Götter verehrt er vor deinem Angesicht. Der Hochmuth hat mich verführt; ich habe zu denken gewagt, allmächtiger Lenker des Schicksals, daß du dich gewürdiget hättest, deine niedrige Magd zu einem Werkzeug deiner Hände zu erkiesen; ich habe zu glauben gewagt, daß deine Gnade mich bestimmt hätte, um durch mich dem Christenthum eine hohe Wohlthat zu erweisen. Habe ich, ach! in meinem Irrthum die Liebe zu dem Heiden gepflegt und genährt und alle Kräfte meiner Seele darauf hin vereinigt, o, ich meinte es zu thun zur größern Ehre deines heiligen Namens, zur Rettung der Kirche, zur Ausbreitung der Lehre Christi, des göttlichen Erlösers! . . . Ich irrte; der Tod selbst sagt es mir, daß ich sündigte, indem ich mich für eine so hohe Sendung auf Erden würdig wähnte. Vielleicht hat mein Herz mich betrogen, vielleicht war mein hochmüthiger Traum nur ein Gaukelspiel, das meine Einbildung erfand, um eine weltliche Leidenschaft unter dem Schein eines erhabenen Zweckes zu verbergen . . Ist es so, barmherziger Richter, ist sie sündlich die Liebesflamme, die gegen meinen Willen in meinem Busen noch lodert, selbst am Rande des Grabes — o Vergebung, Vergebung, rechne sie meiner Seele nicht an, die sündlichen Wünsche meiner verblendeten Sinne! —

Möge mein bitteres Leiden, mein Blut, das unter dem Schwert des Henkers fließen wird, die Schuld bezahlen, die ich in Irrthum auf mich geladen habe . . Schau hernieder aus der Höhe auf mich! Ach, erbarme dich, erbarme dich meiner Schwachheit!"

Sie stand auf und setzte sich wieder auf den Stein. Eine Weile blieb Ruhe und Gelassenheit in ihrem Gesicht; es war, als ob die Beichte vor Gott, das Bekenntniß ihrer Liebe zu dem heidnischen Krieger, ihr Herz eines schweren Gewichtes entledigt hätte. Gleichwohl lief nach einigen Augenblicken ein Schauder über ihre Glieder. Endlich sagte sie erschrocken:

„Ach, warum flößt der Tod mir solches Grauen ein? Sind meine Eltern und Alle, die mir theuer waren, nicht bei Gott? Sterben, sterben unter dem Schwert des Henkers, wie schrecklich! O, das Blut erstarrt mir in den Adern . . ."

Sie schwieg und blieb bewegungslos; die Angst hatte sie alles Gefühls beraubt.

Bald jedoch streckte sie die Hand aus, als wollte sie etwas von sich entfernen.

„O, verlaß mich doch in dieser schrecklichen Stunde", rief sie flehend, „geh weg von meinen Augen, verführerisches Bild, das mir noch von einer unsinnigen Hoffnung spricht. Chlodwig, Chlodwig, stell' dich nicht zwischen das Schlachtopfer und seinen Gott; laß meine Seele ihre Flügel entfalten und hineilen zu dem höchsten Richterstuhl; Chlotilde gehört nicht mehr der Erde an."

Nach einigen Augenblicken fuhr sie mit ruhigem, traurigen Ton fort:

„Chlodwig, du weißt nicht, daß der Tod mir bevorsteht, vielleicht wird eine Thräne deinem männlichen Auge entfallen, wenn du von meinem unglückseligen Loose hörst. Und ich, die ich sterbe, ich weine auch über dich! Du bist ein Diener der falschen Götter, der Himmel ist dir verschlossen. Der Allmächtige hat nicht gewollt, daß mein Traum Wahrheit würde; — aber unter dem Schwert, während mein Blut mit meinem Leben mir entfließt, werde ich Gott bitten, daß er einmal das Licht in deinen Geist

strahlen lasse: es ist Alles, was ich dir geben kann, Alles, was mir noch übrig bleibt, der letzte Seufzer meiner Seele. — Er gilt deinem Glück, deiner Seligkeit!"

Nun erschallten unter dem Thurm schwere Hammerschläge, und es lautete, als fielen große Stücke Holz auf die Erde nieder.

Chlotilde stand von diesem Geräusch betroffen auf, und schritt bebend bis vor ein kleines Luftloch, das in die Mauer ausgehauen war, und auf einen Grasplatz hinaussah. Kaum hatte sie einen Blick nach Außen geworfen, so fuhr sie mit einem Angstschrei zurück und rief:

„Das Schaffot, man zimmert das Schaffot! Ich hab' ihn gesehen den Ort, wo mein Haupt fallen, die Bretter, die ich mit meinem Blut färben soll."

Und durch ein unbeschreibliches Angstgefühl fortgerissen begann sie wie irrsinnig in ihrem Kerker umherzulaufen.

Sie hob endlich die Arme gen Himmel und jammerte:

„Gott! vergib nach deiner Barmherzigkeit... Ich bin beklommen, der Tod erschreckt mich... o Hülfe, laß mich leben, wende das Schwert des Henkers von mir ab!"

„Nein, nein!" rief sie in Verzweiflung aus. „Sterben, sterben! Hier ist kein Entkommen möglich."

Sie war, ohne es zu wissen, wieder dem Luftloch genaht und sagte mit tödtlicher Angst:

„Sieh! sieh! es ist vollendet; das Schaffot wartet; meine Stunde schlägt. O, da hör' ich die Thüre unten öffnen; der Henker kommt, um mich zu holen!"

Sie stürzte auf die Kniee, faltete die Hände zusammen, bog das Haupt tief auf die Brust und seufzte mit erstickter Stimme:

„Herr, ich unterwerfe mich deinem heiligen Willen; ich segne das Urtheil, das mich trifft; dein Name sei gepriesen!"

Der Schlüssel drehte sich in der Thüre und kreischte schrecklich.

Chlotilde hob die Hände in die Höhe und rief begeistert aus:

„Mutter, Vater, Brüder, ich komme... Empfangt mich im Schooße der Gottheit!"

Der Henker trat in den Kerker und sagte mit stillem, trüben Ton, indem er die verurtheilte Jungfrau beim Arme nahm:

„Folgt mir, Fürstin; ich werde mein Möglichstes thun, um Eure Leiden zu kürzen."

Er brachte sie nach unten, sie lehnte sich auf den Arm, den er ihr anbot, antwortete aber nicht.

In dem unterirdischen Gang erschallten wieder die Klagen der Gefangenen.

„Seid getrost, Fürstin", sprach Basilius, „sie, die in diesem Kerker bleiben, sind mehr zu beklagen, als Ihr. Leben mit dem Schwert im Nacken und wissen, daß es ihn unfehlbar durchschneiden wird, ist ärger noch als der Tod selbst. Und seht Ihr, es sind Staatsmänner, Herrschsüchtige, die das Loos erdulden, das sie Andern bereitet haben würden, wären sie die Mächtigsten geblieben. Ihre Rechnung da oben mag wohl schwer sein. Aber Ihr, Fürstin, die Ihr niemals jemand etwas zu Leide gethan habt — schuldlos und rein, wie eine Taube, — Ihr seid sicher, daß die Engel des Himmels mit offenen Armen bereit stehen, Eure Seele zu empfangen. Für Euch ist der Tod eine Erlösung."

„Habt Dank", stammelte Chlotilde gerührt, „Euer Wort thut meinem Herzen wohl. Möchte Gott mir wirklich barmherzig sein."

„Wäre es nicht so dunkel in diesem Gang", fuhr der Henker fort, „Ihr würdet sehen, daß eine Thräne in meinen Augen steht. Euer Loos thut mir gar sehr leid; und doch muß ich Euch hinrichten. Es ist mir so, als führte ich eine Heilige zum Märtyrertode. — O, schenkt mir doch Vergebung und klagt mich nicht da oben an!"

„Eure traurige Pflicht sei Euch vergeben", antwortete Chlotilde, „ich werde für Euch bitten, bevor ich zu Gott auffahre."

Sie traten aus dem dunkeln Gang auf den Mittelhof; der Henker wischte die zwei Thränen ab, die ihm auf den Wangen perlten und bezwang seine Traurigkeit mit Gewalt.

Eine Wache von zwanzig Kriegsleuten umringte die

arme Chlotilde und führte sie über den Hof und durch eine Pforte, die auf den Anger führte, wo die Hinrichtung geschehen sollte.

Dort beim Schaffot standen die zehn vom König gesandten Boten, die Zeugen von Chlotildens Tod sein sollten. Eine Schaar Soldaten, an deren Spitze der Oberste Fortunatus mit gezogenem Schwert sich befand, umringte die blutige Schlachtbank.

Chlotilde nahte mit langsamem Schritt, stieg ohne Wanken mit Basilius die Stufen hinan und knieete auf sein Ersuchen nieder.

Der Henker hielt sein Schwert in beiden Händen bereit, aber nicht in die Höhe gehoben. — Er und Fortunatus sahen aufmerksam nach dem Sonnenweiser, der zur Seite an der Mauer des Thurms die Stunden anzeigte.

„Noch drei Minuten", sagte der Henker, sich zur Verurtheilten bückend, „gedenkt meiner in Euren Gebeten; es ist noch Zeit."

Chlotilde hatte die Hände zusammengefügt und schien in ihr Loos ergeben; denn obschon jetzt so dicht beim Tode, bebte sie doch nicht mehr.

Nach einer kurzen Pause rief der Oberste:

„Der Wille des Königs werde vollstreckt, die Stunde ist da!"

Der Henker flüsterte der Jungfrau noch in's Ohr:

„Bückt den Kopf tief; Ihr werdet keinen Schmerz fühlen."

Und sein Schwert in die Höhe schwingend zielte er nach dem Hals seines Schlachtopfers . . . Aber jetzt erschallte plötzlich die Posaune des Thurmwächters mit besonderer Hast und Stärke . . . Der Henker zog sein Schwert zurück.

„Was thust Du?" rief der Oberst erbittert. „Schlag' zu, schlag' zu, sag' ich Dir."

„Erst wissen, wer es ist, der in's Schloß kommt", antwortete der Henker. „Sie wird nicht wegfliegen; es ist doch noch eine Minute zu früh."

„Aber wenn es der König oder einer seiner Boten wäre? Er fände das Urtheil nicht vollstreckt!"

„Es ist gleich", murmelte der Henker. „Ich nehme die Schuld auf mich."

Kaum waren diese Worte gesprochen, als ein Mann in Römischer Kleidung, gefolgt von vier Burgundischen Obersten, herzustürzte, indem er ausrief:

„Haltet ein! haltet ein! Sie ist frei; der König schenkt ihr Gnade!"

„Es lebe der König!" rief der Henker, sein Schwert zur Erde werfend. „Steht auf, Fürstin, steht auf, Ihr sollt nicht sterben!"

Die Jungfrau schien ihn nicht zu hören und blieb bewegungslos, mit ausgestrecktem Hals auf den Schlag wartend; — Basilius faßte sie bei der Schulter, und, sie schüttelnd um sie aufzuwecken, rief er ihr in's Ohr:

„Fürstin, Fürstin, steht auf! Ihr seid frei; der König schenkt Euch Gnade!"

Chlotilde sprang auf und starrte verwundert umher; doch da sah sie von Ferne denjenigen, welcher ihre Erlösung ausrief, zu ihr kommen; sie stieg vom Schaffot, lief ihm jauchzend entgegen, und rief voll Freude:

„Gott! Mein Traum bleibt Wahrheit! Aurelianus! Aurelianus!"

In ihrer Freude streckte sie die Arme aus und wollte den Römer umarmen; doch er wehrte sie voll Ehrerbietung mit der Hand ab, und ihr Haupt sank an seine Brust. Chlotilde, von Aufregung fast ohnmächtig, blieb einen Augenblick an seinem Busen ruhen; als sie jedoch fühlte, daß Thränen auf ihre Stirn fielen, sah sie verwundert auf und sprach erschrocken:

„Ihr weint, Aurelianus? Ist noch nicht alle Gefahr vorbei?"

„Ach, Fürstin", sagte Aurelianus: „ich bin außer mir vor Freude. Ich glaubte Euch nicht mehr lebend auf Erden zu sehen und nun fühle ich Euer Herz an meinem Busen klopfen. Keine Furcht mehr; Ihr seid frei; mein Herr Chlodwig ist Euer Retter . . ."

Nun kamen die Burgundischen Obersten mit dem Befehlshaber Fortunatus näher und boten der Fürstin an, sie in ein Zimmer zu geleiten, um da zu verweilen, bis man

einen Wagen zurecht gemacht haben würde, um sie aus dem Schlosse zu führen.

Aurelianus und Chlotilde folgten den Obersten in einen kleinen Saal, der nach dem innern Hof ging. Hier gab der Römer seinen Wunsch zu erkennen, mit der Fürstin allein zu bleiben. Als man seine Bitte erfüllt hatte, sagte er zu Chlotilde:

„Fürstin, ich muß Euch etwas fragen, etwas so Wichtiges, daß ich mich zittern fühle. Ihr sollt ein Wort sprechen, daß die Welt vor Freude bis in späte Jahrhunderte hinein jauchzen machen wird, oder ein Wort, das das Christenthum mit Trauer und Schmerz erfüllen wird. Mein Herr Chlodwig liebt Euch; er hat Eure Hand von König Gondebald erhalten. — Und Ihr, Fürstin, werdet Ihr Euren Retter zum Ehegenossen annehmen?"

Ergriffen und zitternd hob Chlotilde ihre Augen mit freudiger Begeisterung gen Himmel. Aurelianus erschrak über ihr Stillschweigen, und sprach mit dumpfer bewegter Stimme:

„Ach, Tochter Christi, möge Dein Glaube glühend genug sein, um eine ungewöhnliche, doch heilige Bestimmung anzunehmen. Schenke der verfolgten Kirche ein Heldenschwert zur Vertheidigung . . ."

Die Fürstin ergriff die Hand des Aurelianus und sagte mit schwärmerisch glänzenden Augen:

„Könnt Ihr zweifeln? Wozu denn hätte mich Gott so wunderbar gerettet, wenn nicht zur Erfüllung seines unverkennbaren Willens? Christus selbst gibt mir den Chlodwig zum Bräutigam!"

„Der Herr sei gelobt! Ihr sprecht das Todesurtheil der falschen Götter aus", rief Aurelianus.

Das Haupt beugend blieb er eine Weile stumm seiner tiefen Bewegung hingegeben, bis er auf dem Mittelhof die schweren Schritte von Pferden hörte.

Da warf er einen flüchtigen Blick nach Außen und sprach eilig:

„Man spannt bereits die Pferde an den Wagen. Horcht, Fürstin, ich werde Euch sagen, wie es mir vergönnt wurde, Euch von dem schrecklichsten Tode zu retten. Erkennt in

meiner Erzählung die geheimnißvolle Macht dessen, der über der Menschen Loos verfügt. — Mein Herr Chlodwig vernahm das Unglück Eurer Eltern und Euer Gefangensein durch Eure Schwester Chrona. Er sandte mich zu Eurem Oheim Gondebald, um Euch zur Ehe zu verlangen; es war das einzige Mittel, um Euch zu retten. Der König weigerte sich bei der ersten Zusammenkunft, und sagte, daß Ihr bereits getödtet wäret; er bot mir selbst an, mir Eure Leiche zu zeigen. Ich unterlag der Betrübniß, das Leben wollte mich verlassen; aber der gute Gott schonte meiner zu Eurer Erlösung. Er sandte mir einen Boten, der mir des Königs Betrug erklärte und mir das Mittel angab, ihn zum Nachgeben zu zwingen. Ich kehrte zu ihm zurück; die im Namen meines Herrn an ihn gerichteten Drohungen machten ihn mürbe; er zeigte sich bereit, Alles zuzugestehen, — aber zum Unglück hatte er bereits einige Reiter mit Eurem Todesurtheil nach Auxonna gesandt, und wahrscheinlich konnten diese nicht mehr eingeholt werden. Das Haar stieg mir vor Schreck zu Berge; ich blieb einen Augenblick wie versteinert; gleichwohl ermannte ich mich im Vertrauen auf den Schutz des Himmels; — ich verlangte ein kräftiges Pferd und einige gutgesinnte Gefährten, damit, wenn ich durch den schnellen Ritt verunglückte, doch Jemand Eure Begnadigung nach Auxonna bringen könnte. Während man mir das Pferd brachte, sagte mir der König, daß ein Zug Reiter mir folgen sollte, um Euch mit fürstlichen Ehren nach Divio zu bringen. Ich sprang auf das ungeduldige Pferd, und von vier Burgundischen Herren begleitet flog ich in blitzesschnellem Ritt die Straße entlang, die mich zu Eurer Rettung, königliche Braut meines Herrn, nach Auxonna führen sollte. Gott selbst hat mich geleitet, mich vor Unfall behütet, und mir verstattet, den Gnadenruf zwischen Eurem Haupt und dem Schwert des Henkers noch rettend erschallen zu lassen ... O, ich werde den Herrn ewig dafür loben und preisen! — Euer Oheim stimmt zu in Euer Ehebündniß mit meinem Herrn Chlodwig, er wird Euch beschenken mit reichen Brautgaben und Euch mit fürstlichen Ehren nach Suessionum geleiten lassen . . ."

Fortunatus trat in's Zimmer und meldete der Fürstin, daß der Wagen angespannt und zu Ihrer Abreise bereit stände.

„Ach, verlassen wir die Wohnstätte des Todes schnell!" sagte Chlotilde zu Aurelianus, indem sie zur Thüre ging.

Sie stiegen mit den Burgundischen Herren in den Wagen; das Thor kreischte in seinen Angeln, das Gatter ward aufgezogen, und die Brücke niedergelassen.

„Vorwärts", rief Fortunatus dem Wagenführer zu, und der Wagen fuhr durch das Thor. Auf der Brücke stellte sich Chlotilde im Wagen aufrecht und beschaute mit besonders begeistertem Blick die Mauern und Thürme, worin sie so lange geseufzt und endlich die Hand des Todes nach ihr ausgestreckt gesehen hatte. Dann sank sie knieend auf den Boden des Wagens nieder.

„Was bewegt Euch so, Fürstin?" fragte Aurelianus bekümmert.

„O, laßt mich beten und Gott danken", antwortete Chlotilde, „so muß die erlös'te Märtyrin ihren Kerker verlassen!"

XI.

Am Ende des Weihhofs bei Suessionum, halb verdeckt unter dem Laub der ersten Bäume des heiligen Waldes, stand die Weihhalle oder Wohnung der Blutmänner und anderer heidnischer Priester.

Es war ein niedriges, aber sehr ausgedehntes Gebäude, aus Holz errichtet. Von Außen bot es nichts Bemerkenswerthes dar, als das düstre Aussehen seiner nackten Bretter, die man vermittelst einer gewissen Erdart mit dunkler, blutrother Farbe überzogen hatte. Viele besondere Thüren ließen vermuthen, daß verschiedene Hausgenossen diese Halle bewohnten, — und es war wirklich so; denn alle Diener der Weihtafel hatten mit Frau und Kindern ihren Wohnsitz innerhalb ihres Umkreises.

Eine Thüre zeichnete sich jedoch aus durch ihre größere Höhe und durch die Ueberbleibsel eines Pferdekopfes, der darüber befestigt war; sie bildete den Eingang zu einem großen Saal, welchen man im engern Sinne die Halle nannte, weil er der gewöhnliche Versammlungsplatz der Priester war.

Dieser Saal, worin in diesem Augenblick einige Personen sich befanden, war an seinen Wänden mit gar seltsamen Dingen verziert. Im Hintergrunde auf einer Art Weihtafel standen drei Bildnisse, sehr grob aus Holz gehauen und nur durch eine unförmliche Aehnlichkeit die menschlichen Züge nachbildend. Das mittelste Bild war der oberste Gott oder Ase Wodan mit nur einem einzigen breiten Auge, das beinahe die Hälfte seines Angesichts einnahm; ein großes

Schwert von echtem Stahl hielt er drohend in den Händen; auf jeder Schulter trug er einen Raben Huginn und Muninn, die ihm in's Ohr zu sprechen schienen. An seiner rechten Seite stand Thor, Ase des Donners, mit seinem furchtbaren Hammer, wovon ein Schlag das Feuer aus den Wolken treibt und die Erde beben läßt. Freia, die süße Asin der Liebe und der Fruchtbarkeit, stand an seiner Linken; ein Kranz von Sinngrün auf ihrem Haupte deutete an, daß sie die Ehe beschützt, und eine Korngarbe in ihrer rechten Hand zeigte an, daß sie die Erde durch ihre Gunst befruchtet.

Kleine Bilder von geringeren Göttern hingen hier und da an der Wand, so Braga, Gott der Dichtkunst und des Gesangs; Nord, Ase der Winde, welchem man für eine günstige Reise zur See opfert; Dys oder Dyr, Ase des Kriegs und der Eroberung; Heimdaller, der weiße Ase, der die Himmelsburg bewahrt; Hellia, die schwarze Asin, welche auf einem dreibeinigen Pferde durch die Welt reitet, Pest und Seuche verbreitend, und die Seelen der Menschen, die auf ihrem Bette sterben, für immer in einen düstern Abgrund stürzt.

Unter jedem dieser Bilder hing eine hölzerne Tafel mit gewissen eingeschnittenen Runenzeichen, die wahrscheinlich ein Gebet oder eine Erklärung von den besondern Eigenschaften der Asen enthielten.

Ferner hingen da noch an einem dazu bestimmten Platz der Wand die Messer, Beile und Hammer von Feuerstein, von welchen das geronnene Blut der Opferthiere noch herabzutröpfeln schien; desgleichen daneben unerkennbare Dinge von seltsamer Gestalt, in Holz und in Metall, mit Ueberbleibseln von kleinen Thieren und Runenzeichen, die auf wunderliche Weise geordnet waren; alles Gegenstände, die ohne Zweifel gebraucht wurden zu Beschwörungen, Zauberei und Wahrsagung von zukünftigen Begebenheiten.

Zwanzig Blutmänner, in rothes Leinen gekleidet, und einige Scalden in weißem Gewande saßen um den Heerd, wo am frühen Morgen Feuer gebrannt hatte, um die nächtliche Kälte zu vertreiben. Jetzt jedoch hatte man das Feuer ausgelöscht, und wahrscheinlich hatten die Priester nur aus

Gewohnheit diesen Platz des Saals zu ihrer geselligen Zusammenkunft erwählt.

Sie verhielten sich bewegungslos, sitzend auf Bänken, oder halbliegend auf Fellen wilder Thiere.

Neben ihnen auf einem Tisch stand ein großer Krug und einige hölzerne Kannen. Von Zeit zu Zeit ergriff einer von ihnen die Kanne von dem Tisch und trank einen Zug; — an der rothen Feuchtigkeit, die auf dem Tische ausgegossen war, konnte man sehen, daß das Bier in dem Kruge nach Gewohnheit mit Opferblut vermischt war.

Diese Priester und Scalden blieben sprachlos und rührten sich sehr selten; sie sahen nur mit forschender Aufmerksamkeit anhaltend auf einen Haufen Runenstäbchen, die auf den Boden zwischen ihnen in Unordnung ausgebreitet lagen, als hätte man sie da auf gut Glück niedergeworfen, um das Loos um Rath zu fragen. — Manchmal sahen die Priester einander mit trübem, fragenden Blick an oder schüttelten den Kopf mit großer Ungeduld.

Tiefer in den Saal hinein auf einer erhöhten Bank saß ein Blutmann, der wohl hundert Jahre alt schien. Sein ganz fleischloses Gesicht zeigte die Knochen, nur von Haut umgeben. In tiefen Höhlen lagen seine noch glänzenden Augen verborgen; Haupt und Hände zitterten ihm unaufhörlich, sein Rücken war gebeugt und sein silberweißer Bart vor Alter gelb geworden.

Die rechte Hand hielt er an eine große hölzerne, ganz mit Runenzeichen bedeckte Tafel.

Vor ihm auf niederen Bänken saßen etwa zehn Kinder und angehende Jünglinge, gleich den Priestern roth gekleidet; diese hielten jeder eine kleine hölzerne Tafel auf den Knieen, und waren beschäftigt, auf denselben mit eisernen Stiften die Runen nachzuschneiden.

Wahrscheinlich verhielten sich die Priester und Scalden bei dem Heerde still und sprachlos, um den Greis in seinem Unterricht nicht zu stören.

Nach einiger Zeit erklärten die jungen Blutmänner, daß ihre Arbeit vollendet wäre. Der alte Lehrmeister legte die Vorschrifttafel nieder und sprach mit langsamer Stimme, als hätte er etwas vorgelesen:

„Im Beginn der Zeiten war nichts vorhanden; ein Chaos fuhr durch den gähnenden Raum. Allvater Wodan blies über das Chaos; das Licht schied sich von der Finsterniß, der Geist vom Stoff, das Feuer von dem Wasser .... Da entstand Muspelheim, die Lichtwelt, wo die Asen wohnen, und Nebelheim, die Nachtwelt, wo die Seelen der Feigen ewig seufzen im schwarzen Abgrund. — Jede dieser Welten gebar einen Sohn: den guten Geist Audhumla und den bösen Riesen Ymer; — das Gute und das Böse, den Tod und das Leben ... Stark war Ymer; der Tod triumphirte lange über das Leben ... Es war da keine Erde, es lebten noch keine Menschen. — Audhumla's Söhne erschlugen den bösen Ymer. Aus seinem Leichnam machte Allvater die Erde, aus seinem Blut das Meer, aus seinem Hirnschädel den Himmel, aus seinem Gehirn die Wolken ... Der Mensch ward also gemacht: Allvater bildete ihm die Gebeine aus Stein, das Fleisch von Erde, das Blut von Wasser, das Herz von den Winden, den Gedanken von den Wolken *) ... und über dies Bild blies er einen Athem, der das Leben gab. — Allvater schenkte den Menschen Erdenburg, zwischen Muspelheim und Nebelheim, zur Wohnung ... Allvater Wodan sieht Alles; die Sonne ist sein Auge, das aus Muspelheim der Menschen Thaten erspäht; — wer auf Erden heldenmüthig ist und keinen Schimpf erträgt, wer auf dem Schlachtfelde fällt oder stirbt, indem ihm das Blut aus einer Wunde entströmt, den nimmt er für immer auf in der Helden glanzreiches Wallhalla; — wer auf seinem Bette an einer Krankheit stirbt wie ein unfreier Knecht oder wie eine Frau, den überliefert er der schwarzen Hellia, um bis zum Ende der Zeiten in Dunkelheit zu seufzen."

Der alte Blutmann hatte diese Erklärung mit einer gewissen Zerstreutheit gegeben, während sein kummervoller Blick stets auf seine Amtsgenossen am Heerd gerichtet blieb. Nach

---

*) Die Schöpfung der Erde ist hier erklärt nach der Volnspa, einem der wichtigsten Gesänge des scandinavischen Gedichtes Edda; die Schöpfung des Menschen, wie sie hier angegeben wird, findet man ausgelegt in einer friesischen Handschrift des 15ten Jahrhunderts.

einer Pause gab er seinen Schülern das Zeichen, daß die Lektion zu Ende sei, und sagte ihnen:

„Geht Kinder, geht vor den Weihbaum und bittet Allvater Wodan, daß er die Seinen beschirme; denn die Zeiten sind schrecklich und voll Gefahr."

Stillschweigend standen die Jünglinge von ihren Bänken auf und gingen zum Saal hinaus; — der Alte nahte mit wankenden Schritten dem Heerd, ließ sich auf eine Bank nieder und fragte die andern Priester:

„Nun, hat Wodan Euch begeistert, wißt Ihr Rath?"

Alle schüttelten den Kopf in trauriger Unschlüssigkeit.

„Und die geweihten Raben? Was meldet ihr Geschrei? Fliegen sie rechts oder links?

„Die Raben bleiben stumm und halten sich versteckt im Gebüsch", murmelte ein Scalde, „sie trauern bei der Kenntniß der nahenden Schande."

„War das Loos der Runen ungünstig? Zeigen sie Böses oder Gutes an?"

„Unheil, Unheil!" sagten die Andern beinahe zugleich.

„Also kein Mittel, um diese die Asen verhöhnende Heirath zu verhindern?"

„Kein anderes, alter Waramund", antwortete ein Priester, „als den Oberherzog zur Erfüllung des Gesetzes zu zwingen. Darum ist unser Herr Ramold zu ihm gegangen, um ihm zu sagen, daß der Asen Wille heischt, er solle im Weihhof seiner Braut die Morgengabe schenken."

„Aber was hilft dies, so doch die Schwarzhaarige seine Ehegenossin wird?"

„Vierzig Nächte bleiben uns alsdann übrig, um den Oberherzog vor der Asen Rache zurückschrecken zu lassen. Ramold wird verlangen, daß die Verlobung im Weihhof geschehe; die Christin wird von dem Opferblut nicht trinken wollen; sie wird von dem Mahl nicht kosten wollen, und wir werden in Wodan's Namen uns weigern, sie mit dem Herzog zu verbinden."

„Wehe, wehe", klagte der Alte. „Hätte der mächtige Thor uns den Segen geweigert! Wäre der Franken Heer durch die Römer vernichtet worden!"

„Eure Verzweiflung ist übertrieben, Waramund", be-

merkte ein jüngerer Scalde, „eine Frau wird doch das unbeugsame Gemüth Chlodwig's nicht bis zur Feigheit schwächen. Er ist ein Freund unsrer mächtigen Asen; den mindesten ihnen angethanen Schimpf würde er blutig rächen."

„Im Bart sitzt die Männer-Weisheit, und Dein Kinn ist nackt", sagte der alte Blutmann mit einer gewissen Bitterkeit. „Der riesengroße Weihbaum zu Doornik war eine Eichel, als meine Mutter mich zum ersten Mal mit Opferblut besprengte. Aus dem Vergangenen errathe ich das Zukünftige, und aus dem Loos der andern Germanischen Völker, die sich mit den Christen vermischten, sage ich das Loos vorher, das auch den Fränkischen Heldenstamm bedroht."

„Das Alter macht Euch verdrießlich, Waramund", entgegnete der junge Scalde. „Was für schreckliche Folgen kann doch die Heirath unsers Herrn Chlodwig haben, wofern er die Asen und Asinnen ferner ehrt und Wodan's Gunst sichtlich behält?"

„Dich verblendet der Wahnwitz", sprach der Greis mit Ernst. „Ich werde zu Wodan gefahren sein, wenn die Zukunft das Unheil gebären wird. Erinnert Euch dann an Waramund's Vorhersagung. — Ihr kennt die Christen nicht; sie scheinen schwach, demüthig, — und leiden selbst Hohn und Unterdrückung mit feigherziger Geduld, nicht wahr? Durch die Schwachheit selbst siegen sie, durch die Geduld erreichen sie ihr Ziel. Wären sie trotzig und keck, sie würden unsern Herzog verletzen und erbittern; er würde sie von sich stoßen oder sie verderben. Aber sie geben ihm Alles zu, schmiegen sich nach seinem geringsten Wunsch, und schmeicheln seinem Hochmuth, indem sie sich in den Staub bücken vor seinem Angesicht."

„Und Ihr meint, daß er den Dienst der Asen darum versäume oder verleugne? Wäre es nicht weit eher ein Grund, um die Götter des feigen, schwarzhaarigen Volks zu verachten und zu verspotten?" fragte der Scalde, ihn unterbrechend.

„Ich will nicht sagen", versetzte der alte Priester, „daß Chlodwig die Asen verleugnen wird. So etwas ist unmöglich; aber meinst Du, übermüthiger Rodulph, daß der heutige Tag der letzte Tag der Zeiten ist? Frage die Zukunft

und sage mir: was werden Chlodwig's Söhne sein? . . . Du schweigst? In ihren Adern wird mit dem Heldenblut der Franken auch das schlaffe Blut der Christen fließen; mit der Milch, mit dem Kuß ihrer Mutter werden sie die Furcht vor dem gekreuzigten Asen der Christen einsaugen, und vielleicht erfüllt werden mit Haß und Entfremdung gegen Allvater Wodan. Chlodwig wird es verhindern, meinst Du? Ein Schwert kann den Leib erschlagen; die geheimen Gedanken, die in des Menschen Herzen verborgen liegen, fürchten weder Waffen noch Zwang. Also, es sollte einmal eine Zeit kommen, daß christliche Fürsten über uns gebieten würden? Der Asen Weihtisch würde ohne Opfer bleiben, die geweihten Raben, vor Hunger sterbend, würden von dem verfluchten Boden wegfliegen. Ihr selbst, Ihr würdet, durch Noth aus dem Weihbusch gejagt, als ein verbanntes Geschlecht ohne Namen über die Erde irren und Euch bücken vor dem gekreuzigten Gott der Sclaven, damit Euch ein Bissen Brods gegeben werde!"

Alle Blutmänner und Scalden, selbst der junge Rodulph, sahen den greisen Redner mit Angst und Entsetzen an und lauschten seiner Weissagung, bebend vor zurückgehaltenem Grimm.

Waramund fuhr fort mit tiefbewegter Stimme:

„Und die Asen werden es geschehen lassen, um der Bosheit der Menschen eine gerechte Rache zu bereiten. — So weit wird es kommen, daß der Name Wodan's selbst vergessen wird. Die eigenen Söhne der Franken werden einmal auf den Weihtischen ihre Beile wetzen, um die Bäume im heiligen Walde zu fällen; — und verwundert werden unsre Kinder fragen, wer diese Steine in die Wälder geführt hat. Dann wird der Tag der Asen gekommen sein . . ."

Er wies mit bebender Hand auf eine große Runentafel, die nicht weit von da an der Wand hing, und rief mit düsterer Begeisterung aus:

„Und was da Schreckliches geschrieben steht, wird sich alsdann erfüllen:

Brüder werden ſtreiten
Und einander tödten;
Blutsverwandte werden
Alle Freundſchaft brechen.
In der Welt herrſcht Sünde,
Viel unkeuſches Weſen,
Streitſucht viel und Mordſucht;
Horch! die Schilde klirren,
Peſt und Seuche wüthen;
Sturm und Kampf mit Wölfen
Gehn vorher dem Fall der Menſchheit.

Die Welt, ſie ſtirbt,
Die Sonne erbleicht;
Das Meer überfluthet das Land;
Glänzende Sterne
Fallen vom Himmel
Am Ende der Zeiten;
Wüthende Dämpfe
Mit flackernden Flammen
Füllen den Luftkreis . . .
Wieder fährt irrend
Durch ſchweigende Räume
Geiſtlos das Chaos.

Einige Blutmänner ſprangen wüthend auf, ſobald Waramund ſeine Weiſſagung beendigt hatte; unverſtändliche Rufe der Rache und Entrüſtung entfuhren ihrem Munde.

Der junge Rodulph lief zur Mauer, griff ein Schlachtbeil und dieſes drohend in die Höhe hebend rief er aus:

„Nun wohl, wenn Ihr Wahrheit ſprecht, ich werde die Weiſſagung brechen und dem Herzog den Kopf ſpalten, bevor er den Ring an den Finger der Schwarzhaarigen ſtecken kann!“

„Vermeſſener!“ ſagte Waramund mitleidig, indem er ihm das Beil aus der Hand nahm. „Einen Merowinger ermorden? — Man würde deine Glieder mit vier Pferden von einander reißen, deinen Leichnam in kleine Stücke zerſchneiden und ſie zerſtreut unter das Moos des heiligen Waldes ſäen, damit Unthiere und Würmer ihn verzehrten!“

„Dann laßt mich wenigstens den bösen Römer tödten, der all dies Unheil über uns gebracht hat."

„Ein Diener von Wodan's Weihtisch vergießt kein anderes Blut, als das Blut der Opferthiere."

„Ach!" rief Rodulph mit Verachtung auf den Lippen, „wie dürft Ihr die Schwarzhaarigen der Feigheit beschuldigen, wenn Ihr selbst den Muth nicht habt, Eure Asen zu rächen?"

Da man plötzlich den Boden erzittern fühlte unter dem Getrappel von Pferden oder den Rädern von Fuhrwerk, sahen Alle nach Außen.

„Da ist unser Herr Ramold", sagte einer von ihnen. „Vielleicht bringt er uns eine gute Nachricht."

„Es folgen ihm zwei offene Wagen, die gewiß der Herzog sendet, um uns nach der Stadt zu bringen", bemerkte ein Anderer. „Was mag es bedeuten?"

„Er scheint trübe und niedergeschlagen. Es ist ihm nichts Gutes widerfahren!"

Der Oberblutmann stieg vom Wagen und ging in den Saal hinein, wo alle Priester ihn fragend umringten. Das Haupt trostlos schüttelnd, sprach er:

„Gefährten, wir müssen nach Suessionum, um das christliche Weib miteinzuholen und sie im Namen unsrer Asen zu bewillkommnen."

„Unmöglich!" riefen die betroffenen Priester.

„Der Herzog will es!" sagte Ramold. „Es muß geschehen."

„Und die Morgengabe, wird sie hier vor Wodan's Weihtisch gegeben werden?" fragte ein Scalde.

„Von keiner Morgengabe will der Herzog sprechen hören; die Verlobung wird geschehen vor einem dazu auf dem Markt zu Suessionum errichteten Weihtisch . . . und heute noch will er die Schwarzhaarige zur Ehegenossin haben. Erst sollen die Priester der Gallier zu Suessionum die Ehe segnen; erst nach dieser Feierlichkeit wird er hier beim Weihhof mit seiner Braut erscheinen, um den Asen sein Opfer zu bieten. Verboten ist es uns, die Schwarzhaarige mit Blut zu besprengen; sie wird beim Opfermahl nicht niedersitzen, noch zur Ehre unsrer Asen trinken . . ."

Mit angstvollem Erstaunen und mit allen Zeichen eines verzweiflungsvollen Grimms horchten die Priester auf die Erklärungen Ramold's.

„Thor's Hammer möge ihn zerschmettern, der dem Glanzheim solchen Hohn bietet!" murmelte Rodulph.

„Ach", seufzte der greise Waramund, „das Ende der Zeiten ist nahe, und kein Mittel, den Untergang der Welt aufzuhalten!"

„Kein Mittel?" rief Rodulph. „Das Mittel ist eine heldenmüthige Weigerung. Wir werden dann sehen, ob der Herzog noch die geringste Furcht vor der Asen Zorn bewahrt hat; — wir werden erfahren, ob er Freia's Rache so sehr verachtet, eine Frau zu empfangen, die nicht seine rechtmäßige Ehegenossin geworden ist."

„Er wird uns mit Gewalt zwingen!" klagte ein Priester.

„Zwingen?" wiederholte der junge Scalde. „Wer kann Euch zwingen zum Beschimpfen der Asen, wofern Ihr Männer seid und nicht zurückbebt vor dem Tod? Stellen wir uns Alle um den Weihtisch, den Segen über die schändliche Ehe verweigernd .... Der Herzog möge dann in seiner Wuth die Hand an Wodan's Diener legen lassen; das Schwert möge sich erheben über der Priester Haupt ... Mag unser Blut im Weihhof fließen; unsre Asen werden gerochen sein und wir in ewigem Ruhm werden mit den schönen Walküren hinauffahren zum fröhlichen Walhalla!"

„Vergebens!" sagte der Oberblutmann niedergeschlagen. „Der Herzog läßt uns die Wahl: — seinem Willen uns zu beugen oder Suessionum zu verlassen. Unsre Weigerung vorhersehend, hat er einen Blutmann aus Brabant entboten; wenn wir in seinen Wunsch nicht einwilligen, wird dieser Priester seine Ehe segnen und hier vor dem Weihtisch die Opferthiere schlachten. Es gibt kein Mittel, Gefährten, wir müssen mit scheinbarer Zufriedenheit die Schande annehmen, um größeres Unheil zu vermeiden."

„Aber was sagen die Wehrmannen zu dieser unerhörten Forderung?" fragte ein Priester.

„Sie müssen thun, wie wir", sagte Ramold. „Viele sind unzufrieden; aber viele Andere auch jauchzen der Heirath zu und folgen dem Herzog sclavisch in allen seinen

Wünschen. Da ist ein Bischof der Christen, den sie Remigius nennen; dieser spricht unsre deutsche Sprache, und weiß durch Freundlichkeit und erheuchelte Redlichkeit unsre Edelleute über der Christen Absichten zu täuschen."

„Aber in Betreff der Kinder? Was antwortete Euch der Herzog darüber?" fragte der alte Waramund.

„Ich habe Chlodwig mit Vorsicht meine Furcht in dieser Hinsicht zu erkennen gegeben. Er hat mir feierlich gelobt, versichert und bezeugt, daß niemals mit seiner Zustimmung ein christlicher Priester seinen Kindern nahen wird, wenn Freia ihm solche schenkt. Er hat mich selbst gebeten, die Sorge ihrer Erziehung auf mich nehmen zu wollen. Wenn wir seinem Willen nicht widerstreben, wird er die Einkünfte verschiedener Höfe dem Weihtisch Wodan's zuweisen und uns damit zu unserm Unterhalte beschenken. Ungeachtet aller von den Bischöfen Galliens angewendeten Bemühungen hat er sich geweigert, den Fuß in einen christlichen Tempel zu setzen; darum wird der Trausegen über seine Braut unter freiem Himmel gegeben werden .... Meint Ihr nicht, Gefährten, daß wir das Uebel, so wie es ist, stillschweigend dulden müssen, um größerem Unheil zuvorzukommen? Und wenn Ihr meine Ansicht gutheißt, ist es dann nicht besser, daß wir unsre Erbitterung verbergen und gutwillig zu geben scheinen, was uns abgezwungen wird?"

Alle nickten stumm mit dem Kopf zum Zeichen der Zustimmung, obschon der Ausdruck ihrer Gesichter von verhaltener Wuth und Trauer zeugte.

Nur auf dem Gesichte Rodulph's zeigte sich ein bitterer Zug von Verachtung, und in dem Auge des greisen Waramund glänzte eine Thräne.

„Wohlan", sprach der Oberblutmann, „die Zeit ist kostbar. Die fünf ältesten Opferer sollen mir nach Suessionum folgen; sechs Scalden sollen in den zweiten Wagen steigen. Die Andern mögen sich beeilen, Alles zur Trauung in Bereitschaft zu setzen. Die Opferthiere werden herangeführt und sind nicht mehr fern von hier; man schlachte sie sonder Verzug und koche das Fleisch für das feierliche Festmahl.

Einige Augenblicke danach standen die bezeichneten Priester und Scalden bei den Wagen.

„Nun steigt auf, Gefährten!“ befahl Ramold. „Unterwegs werde ich Euch weiter auseinander setzen, wie Alles geordnet ist und wie wir uns zu betragen haben, um unserm Herzog zu gefallen.“

Die Fuhrleute trieben die Pferde vorwärts und bald verschwanden die beiden Wagen hinter den Bäumen des heiligen Waldes.

Der weite Platz vor Chlodwig's Palast in Sueſſionum, den die Gallier das Forum nannten, bot an jenem Tage das wundersame Schauspiel von zwei Völkern dar, die, ohne sich zu vermengen, gemeinschaftlich zur Veranstaltung einer höchst wichtigen Feierlichkeit thätig waren.

An der rechten Seite dieses Marktes, in einiger Entfernung von den prächtig verzierten Häusern, zogen sich die dicht geschlossenen Schaaren der fränkischen Wehrmannen hin, die, mit Spieß und Axt bewaffnet, bewegungslos und schweigend die Befehle der Edelleute abwarteten, um mit erhobenen Posaunen der Braut des Oberherzogs bis vor die Stadt entgegen zu gehen.

Der übrige Theil des Platzes wogte von Tausenden von Menschen, Einwohnern der Stadt, Männern, Frauen, Kindern, die wie ein fröhlicher Schwarm durch einander wimmelten und einander allerlei Glückwünsche zuriefen.

Mitten auf dem Markte war die Menge eben so zahlreich, aber merklich ruhiger, weil ihre Aufmerksamkeit gerichtet blieb auf die Arbeit, die man da verrichtete.

Man war beschäftigt mit der Vollendung der Verzierung von zwei erhabenen Holzgerüsten, welche zehn Schritte von einander entfernt standen.

Das eine Gerüst war ganz mit reichen Teppichen belegt und seine Stufen mit Rosen und Lilien bestreut; es hatte die Gestalt eines christlichen Altars; ein großes Kreuz erhob sich aus seinem Hintergrunde und beherrschte das ganze Forum durch seine Höhe. Rings um den Altar standen viele Bischöfe und Diakonen im Festgewande; — die Ar-

beiter, welche die letzten Verzierungen daran fertig machten, gehörten alle der Gallischen Bevölkerung an.

Das zweite Gerüst war wenig verziert; sein Boden und seine Stufen waren mit grünen Rasen bedeckt; aus seiner Mitte hinter drei großen Steinen, die wie eine Weihtafel auf einander gelegt waren, erhob sich ein riesengroßer Tannenbaum, woran ein todter Rabe, ein schwerer Hammer und eine Korngarbe befestigt waren, um an die dreifaltige fränkische Gottheit — Wodan, Thor und Freia — zu erinnern. Nur Edelleute und Wehrmannen wetteiferten hier, Alles auf's Beste zu ordnen; Siegebald der Hausgraf lief mit vielem Geräusch hin und her und schien besorgt, die Arbeit zu beschleunigen.

Der Fußboden dieser Gerüste war dergestalt verbunden, daß man von einem zum andern gehen konnte.

Vor dem christlichen Altar stand eine Reihe Gallischer Mädchen in weißem Gewande und das schimmernde schwarze Haar in Flechten wie ein Kranz um den Kopf gewunden.

Vor dem Weihtisch befand sich gleichfalls eine Schaar Fränkischer Jungfrauen, in weiß Linnen gekleidet, deren glänzendes goldgelbes Haar losgebunden war und ihnen den ganzen Rücken bis zur Erde wie ein Mantel bedeckte.

Die Christentöchter trugen grüne Zweige Weihpalmen; die Fränkischen Jungfrauen hielten jede eine Brautkrone von Sinngrün in der Hand.

So war hier das Forum von Suessionum sichtbar in zwei ganz verschiedene Abtheilungen gesondert; — die Eine, den Weihtisch zur Ehre der nordischen Asen umfassend; mit den gelbhaarigen Mädchen und den schweigenden Schaaren der Fränkischen Wehrmannen; — die Andere mit dem christlichen Altar, den Bischöfen, der Mädchenschaar mit den rabenschwarzen Locken und dem jauchzenden Haufen der gallischen Bürger.

Bis jetzt hatte sich noch kein einziger Blutmann in der Nähe des Weihtisches gezeigt; diese ominöse Abwesenheit wurde allmählig der Gegenstand besorgter Gespräche, sowohl unter den christlichen Bischöfen als unter den Fränkischen Edelleuten. Je näher die Stunde der Feierlichkeit heranrückte, desto mehr begann jeder zu fürchten, daß die Blut-

männer sich weigern möchten, die Ehe des Herzogs einzusegnen. Die Christen wurden nach und nach beklommen, indem ihre schönste Hoffnung, ihre glücklichste Erwartung noch jetzt konnte zweifelhaft gemacht und vereitelt werden. Dem Heile Galliens, dem Ruhme der Kirche drohete neue Gefahr, in dem Augenblick, wo die Menge mit Freudengeschrei Gott dankte und fröhlich über den vermeintlichen Sieg jauchzte.

Jetzt erst glaubten die Bischöfe die unerklärliche Gleichgültigkeit, ja den sichtbaren Aerger der Wehrmänner zu begreifen, und sie bebten vor den unheilvollen Folgen, welche eine Weigerung von Seiten der Fränkischen Priester haben konnte.

Viele Edelleute drängten sich durch das Volk, um in einer angrenzenden Straße nach den Priestern sich umzusehen; nach vergeblichem Gang kehrten sie zurück und wurden von Andern abgelös't. — Christliche Bürger, die neben den Bischöfen standen, begaben sich, durch dieselbe ängstliche Neugier getrieben, gleichfalls nach dem Eingang der Straße.

So wurde endlich die Stelle des Marktes, von wo man nach der Richtung von Durocort sehen konnte, mit Franken und Christen vollgepfropft, die alle mit gespannter Aufmerksamkeit und bewegtem Gemüth den Blick in die Ferne gerichtet hielten.

Plötzlich sah man diese Leute mit sonderbarem Gemurmel sich auf die Zehen heben und den Kopf in die Höhe recken; aber eben so schnell erhoben sie jauchzend die Hände und ließen den Ruf: „Da sind sie! da sind sie!“ in freudigem Schall über den Platz ertönen.

Einige Augenblicke später, und bevor die Menge begreifen konnte, was der Schrei bedeutete, erschienen die Blutmänner und Scalden auf dem Forum; — sie saßen auf zwei hohen Wagen und waren so für jeden sichtbar.

Ihre Ankunft schien alle Anwesenden mit Freude zu erfüllen; denn aus der Bürgerschaar und aus den Gliedern der Wehrmannen erhob sich ein entsetzliches Jubelgeschrei, worin der donnernde Schilderklang und das deutsche Heil! Heil! sich mit dem lateinischen Willkommsgruß verschmolz.

Diese Freudenrufe dauerten gleich kräftig fort, bis die

Blutmänner abgestiegen waren und sich den Bischöfen gegenüber an dem Weihtisch der Asen aufgestellt hatten.

„Platz, Platz!“ rief in diesem Augenblick das Volk, als ein Reiter in aller Eile durch die Menge sprengte und nach dem Herrenpalast eilte, unter dessen Thor er verschwand.

Kaum hatte der Oberblutmann Zeit gehabt, einen flüchtigen Blick auf das Gerüst und auf die Abbildung der drei mächtigsten Asen zu werfen, da hörte man im Innern des Palastes eine Anzahl Posaunen erschallen; — in demselben Augenblick wurden die Thore des Grafenthurms aufgerissen, und mehr als hundert berittene Edelleute strömten über das Forum, um zwischen der Menge einen breiten Durchgang zu bahnen.

Unter dem freudigen Jauchzen der Gallier und begrüßt durch den furchtbaren Schilderklang erschien der Herzog Chlodwig auf dem Platze.

Er saß auf einem Prachtwagen, der mit vier weißen Stieren bespannt war; über seinem Haupt hing ein Thronhimmel von rother und blauer Seide mit goldenem und silbernem Besatz; neben ihm an seiner rechten Seite stand ein zweiter Sessel für seine Braut.

Etwas ungemein Erhabenes und Ehrfurchterregendes hatte der Anblick des Frankenherzogs. Jetzt, wo er im Wagen auf einer Erhöhung saß, schien seine bereits so mächtige Gestalt noch doppelt so groß; und Gallier und Franken schauten ihn von Ehrfurcht ergriffen an. — Und doch strahlte auf Chlodwig's jungem und schönem Gesicht ein süßes Lächeln des Glücks, das er vergebens zu bezwingen suchte. Sein Ausdruck war so voll Lebenslust, so voll Freude, daß jedes Herz zur Liebe und Geneigtheit für ihn bewegt wurde.

Seine Kleidung bot nichts Besonderes; er trug noch immer sein purpurfarbiges Oberkleid; seine langen blonden Haare waren noch auf seinem Haupte befestigt mit demselben platten Band von blinkendem Gold; über seiner Schulter hing auch das furchtbare Schlachtschwert.

Der Wagen kam vorwärts und hielt in einiger Entfernung von dem Altar und dem Weihtisch. Jeder nahm Platz in dem sich bildenden Zuge; erst die hundert berittenen

Edelleute, dann die Bischöfe und Blutmänner; dahinter neben einander die Schaaren der Christenmädchen und der Fränkischen Jungfrauen, — und endlich des Königs Wagen gefolgt und umringt vom ganzen Heere der Wehrmannen.

Sobald die Posaunen das Zeichen zum Abzug gaben, strömten die Bürger wie eine rollende Fluth in die Straße, durch welche der Zug gehen sollte; und so hatte die Menge das Forum ganz verlassen, als die Fuhrleute des fürstlichen Wagens den Stieren den eisernen Stachel in die Haut stießen und sie vorwärts trieben.

Man konnte vom Markte hören, wie die Menge aus allen Straßen ihr Freudengeschrei erhob und die ganze Stadt mit dem mächtigen Wiederhall ihrer Freude erfüllte.

Chlodwig schenkte wenig Aufmerksamkeit diesen Zeichen von der Neigung der Bürger für ihn und für die, welche seine Ehegenossin werden sollte. Er hatte allmählig den Blick gesenkt und ihn bewegungslos auf den Boden des Wagens gerichtet. Sein Herz klopfte heftig, er war unsäglich aufgeregt. — War er nicht im Begriff, sie als seine Braut in die Arme zu schließen, die edle Königstochter, deren Bild seine Seele so ganz beherrschte? Sollte sie ihm nicht auf ewig zugehören, die engelschöne Maid, die unaufhörlich in all seinen Gedanken, in all seinen Träumen gelebt hatte? Ja, seine schüchternsten Wünsche, seine süßeste Hoffnung, sein feurigstes Verlangen sollten sich verwirklichen.

Obschon er als Mann die Kraft und den Heldenmuth reiferer Jahre besaß, so wohnte doch in seinem Herzen die ganze Frische und Gefühlsfülle des Jünglings. Niemals hatte er vorher ein Weib geliebt; Chlotilde war die erste, welche die unbekannte Flamme der Liebe in seinem Busen entzündet hatte . . .

Chlodwig hatte Alles vergessen, um in Gedanken dem Zug vorauszufliegen und sich in die Arme seiner Braut zu zaubern; — er sah ihr entzückendes Lächeln, er hörte ihre wundersüße Stimme, ihre Hand glühte in der seinigen . . . und je näher der Zug den Thoren der Stadt kam, desto heftiger klopfte sein Busen und desto tiefer versank er in Bewußtlosigkeit für Alles, was um ihn geschah.

Außerhalb des Thors nach Durocort hielt des Herzogs

Wagen still; die Wehrmannen wurden von beiden Seiten der Straße in eine Doppelreihe geordnet und die Bürger aus dem abgegrenzten Raum gewiesen. Nur die Bischöfe und Blutmänner, die Jungfrauen und Edelleute durften auf dem Wege stehen bleiben.

Viele Reiter ritten hin und her und brachten endlich dem Herzog die Botschaft von der Ankunft seiner Braut.

Chlodwig sprang im Wagen in die Höhe und sah bebend vorwärts auf die Straße, wo Chlotilde vor seinen Augen erscheinen sollte.

Alle Herzen klopften, alle Gemüther waren aufgeregt, vor Allen herrschte unter den Christen in diesem Augenblick eine so gespannte Aufmersamkeit, daß kein einziges Wort unter ihnen gewechselt wurde.

Bald sah man in der Ferne eine Schaar Reiter in fremder Kleidung und mit glänzender Waffenrüstung erscheinen. Es waren die Burgundischen Edelleute, welchen König Gondebald den Auftrag ertheilt hatte, seine Nichte zum Herzog der Franken zu geleiten.

Sie saß in der Mitte von vier Burgundischen Edelfrauen in einem offenen Wagen. — Der Ausdruck ihrer engelschönen Gesichtszüge war unaussprechlich. Das Gefühl des Glücks, das ihr Herz überströmte, hatte ihre Wangen höher gefärbt und ihre schwarzen Augen mit einem sanften Feuer entzündet; das Lächeln, das um ihre Lippen spielte, war ein Zug himmlischer Seligkeit; ihr ganzes Wesen strahlte von Seelenfreude und Liebe.

Wäre es jedoch möglich gewesen, innigere Freude, heißere Dankbarkeit gegen Gott zu empfinden, der gute Aurelianus, der neben dem Wagen ritt, hätte die Fürstin noch an Stärke des Gefühls übertroffen. — Er ritt gebeugten Hauptes, und hatte die Hand auf die Brust gelegt, wie um den heftigen Schlag seines Herzens zu bezwingen; eine Thräne perlte ihm in jedem Auge; — und so sehr ergriff ihn die Feierlichkeit dieses Augenblicks, daß die Burgundischen Edelleute meinten, es wäre Schmerz oder Furcht, die ihm das Haupt niederbeugten.

Was hier geschehen sollte, war ein unberechenbarer Triumph für das Christenthum, vielleicht bedeutete es seine spätere

Herrschaft über die Welt . . . und er, Aurelianus, er, der treue, liebevolle Diener Christi, er hatte mitgewirkt zu diesem erhabenen Ziele; er hatte dafür gelitten und gestritten.

Auf einen Befehl ihres Obersten ordneten sich die Burgundischen Reiter zu beiden Seiten der Straße und ließen so den Wagen sehen, worauf die junge Fürstin saß.

Ein Jauchzen, so stark, daß von dem Wiederhall die Luft zu erzittern schien, stieg auf aus dem Haufen der harrenden Christen.

Da sah Chlotilde ihren Bräutigam von Ferne in seinem Wagen aufrecht stehen und ihr entgegen lächeln. — Sie gleichfalls von einem unwiderstehlichen Gefühl getrieben, richtete sich auf und streckte bewußtlos ihre Hände nach dem Herzog aus . . .

Chlodwig stieg von seinem Wagen und kam mit schnellen Schritten seiner Braut entgegen; doch sobald sie seine Absicht bemerkte, gebot sie den Fuhrleuten, still zu halten, sprang zur Erde und lief jauchzend voraus, bis sie, halbohnmächtig vor Freude, in Chlodwig's Arme und an seine Brust sank.

Kaum waren die beiderseitigen Bewillkommnungsgrüße gewechselt, als Beide begeistert die Augen gen Himmel erhoben und einen Ausruf als ein Gebet empor sandten.

„Wodan sei Dank!" rief Chlodwig.

„Christus sei gebenedeiet!" rief Chlotilde.

Und ihre Blicke noch einmal auf die Augen ihres Bräutigams richtend, sank die erschütterte Jungfrau mit dem Haupt an die Brust des Herzogs; — eine Thränenfluth strömte über ihre Wangen.

„Sei wohlgemuth, Liebe, Theure", sagte Chlodwig mit innigem, seelenvollem Ton, „diese Thränen sind die letzten, die Deinem Auge entquillen können. Meine Liebe und mein Schwert sollen Dich gegen den geringsten Schmerz vertheidigen . . ."

„O, sie sind selig, die Thränen, die ich vergieße", sagte die Fürstin, „ich erliege vor Freude, da Gott mir die Hand des Mannes gegönnt hat, den meine Seele so liebt."

Der Herzog wechselte noch einige leise zärtliche Worte mit seiner Braut und führte sie zum Staatswagen, den man

bereits zurückgewendet hatte. — Er nahm Platz unter dem Thron und setzte Chlotilde an seine rechte Seite, vor Jedermanns Augen ihre Hand in der seinen haltend und sie oft liebreich drückend.

Schon begann die Spitze des Zugs sich zu bewegen, um nach der Stadt zu reiten, da bemerkte Chlodwig plötzlich seinen Freund Aurelianus, der abgestiegen war, und aus der Ferne ihn mit entzücktem Blick anschaute.

Der Herzog sagte etwas zu seiner Braut, sprang vom Wagen und lief zum Römer. Ihn in die Arme schließend sprach er:

„Aurelianus, Du bist froh, nicht wahr? Das einzige Streben Deiner Seele geht nach meinem Glück. Ich danke den Asen, daß sie Dich mir zum Freund gegeben haben. Mögen sie mir auch die Macht vergönnen, für Deine Anhänglichkeit erkenntlich zu sein! Komm, guter Bruder, steig' wieder zu Pferd, und bleib' dicht beim Wagen: Dein Anblick erfreut mich . . . "

Der Herzog stieg auf den Wagen, setzte sich wieder neben seine Braut und gab das Zeichen zum Einzug in die Stadt.

Nun strömten die Gallischen Bürger ohne Furcht zwischen den Wehrmannen hinein; sie hatten eine Königin ihres Glaubens; ein überwundenes Volk sollten sie fortan nicht mehr sein, weil auf dem Thron Jemand aus ihrem Geschlecht neben dem Oberhaupt der Franken sitzen sollte. — Und auch die Wehrmannen mußten wohl diese Veränderung in ihrem Betragen gegen die Gallier fühlen; denn sie waren nicht mehr so streng und gewaltsam in ihrer Aufsicht und ließen ohne Widerrede Vieles geschehen, was sie vor einer Stunde mit Gewalt gehindert haben würden. Man bemerkte selbst hie und da einen Franken, der durch freundliche Gebehrden mit den Bürgern zu sprechen suchte.

In den Straßen der Stadt war solch ein Gewimmel und Gedränge von Menschen, die Gewalt anwendeten, um die junge Fürstin zu sehen, daß Viele Gefahr liefen, erdrückt oder zertreten zu werden.

Auf die Leute, welche mit ernsterer Aufmerksamkeit als das gemeine Volk diesen feierlichen Einzug anschauten, machte

der Anblick des Herrenwagens einen tiefen Eindruck. War er nicht wirklich das wahre Sinnbild von dem Zustand, in welchen Gallien sich verwandelte? War er nicht das Vorbild der Vereinigung beider Völker? Versprach er nicht, daß einst das Fränkische Heldengeschlecht sich auf dieselbe Weise mit dem gebildeten Stamm der Gallier verbrüdern und vermengen würde?

Der Fränkische Gottesdienst war die Vergötterung der männlichen Kraft; die Erhebung des Zorns, der Rache und aller Gewaltthaten zu Tugenden. Dieser Glaube war hier sichtbar dargestellt durch den Mann, in welchem die volle Leibesstärke hervorstrahlte, in welchem die Leidenschaften zu ihrer Befriedigung einen Arm und ein Schwert fanden, das fähig war, Alles zu zerschmettern.

Der christliche Glaube im Gegentheil ist die Heiligung durch die Liebe, durch die Barmherzigkeit, durch die Geduld; er ist die Erlösung der Frauen, der Armen und der Leidenden, weil er durch Bruderliebe zu dem Nebenmenschen alles Schwache und Gebrechliche erhebt und gegen die Mächtigen beschirmt.

Dieser friedliche und liebreiche Glaube, wie konnte er hier besser verkörpert sein, als durch eine entzückend schöne Jungfrau, aus deren Blick eine Bitte um Liebe, ein Flehen um Geneigtheit strahlte; — deren süßes bezauberndes Lächeln selbst die rohen Franken überraschte und in Erstaunen setzte, da es ihnen schien, als hätte die christliche Fürstin mit ihrem Blick unbekannte Gefühle von Freundschaft und Bruderliebe in ihr Herz ausgegossen? . . .

Der Zug war langsamen Schritts bis in eine breite Straße gelangt, wo viel Volks von beiden Seiten an den Häusern sich zusammengedrängt hatte.

Noch immer hielt der Herzog die Hand seiner Braut und sprach liebevolle Worte zu ihr, die sie davon überzeugen sollten, daß er nichts versäumen würde, ihr das Leben süß und angenehm zu machen.

Auf einmal sah er, wie ihr Gesicht ganz bleich wurde und ihr ganzes Ansehen von einem plötzlichen, tiefen Schreck zeugte. Sie bebte so sehr, daß er ihre Hand in der Seinen zittern fühlte.

„O weh! Was geschieht Dir?“ frug Chlodwig beklommen.

Aber Chlotilde hielt den Blick starr nach dem gegenüberliegenden Theil der Straße gerichtet und schien von der Zaubermacht einer furchtbaren Erscheinung wie versteinert.

Der Herzog sah vergebens nach derselben Richtung; er bemerkte nichts Außergewöhnliches.

„Sprich, sprich, Liebe“, bat er, „was entsetzt Dich so tödtlich?“

Chlotilde streckte den zitternden Finger aus, und wies auf eine dichte Schaar Bürger; sie stammelte beinahe unhörbar:

„Sieh! Ein Weib, ein Gespenst, das mich gräßlich angrinst und mich bedroht!“

„Wo? Ich seh' sie nicht; sie soll sterben; heute noch, diesen Augenblick!“ fuhr der Herzog mit düsterm Ton auf.

Er selbst jedoch wechselte plötzlich die Farbe und rief mit entbranntem Zorn:

„Lutgardis! Sie bedroht Dich! O, die Vermessene. — Sieh, jetzt entflieht sie durch die enge Straße; aber ihr Blut soll doch fließen!“

Er wollte einige Edelleute rufen, um Befehl zu Lutgardis' Gefangennehmung zu geben; doch Chlotilde legte ihren Arm auf seine Schulter, und ihn so zurückhaltend sagte sie:

„Chlodwig, mein vielgeliebter Bräutigam, darf ich Dich um eine erste Gunst anflehen? Du wirst sie mir zugestehn, nicht wahr? Laß Lutgardis frei; vergib ihr den Verdruß, den sie leiden muß; vergib ihr den Haß, den sie gegen mich hegt.“

„Nein, nein“, antwortete der Herzog, „sie hat Dich bedroht, Dich erschreckt!“

„O, sie muß wohl unglücklich sein“, seufzte die Jungfrau mitleidig, „ihre Wangen sind eingefallen, ihre Augen eingesunken; ihre gespensterhafte Magerkeit hat mich so sehr erschreckt. Sie auch, Chlodwig, liebt Dich . . . Wie unglücklich muß sie sein!“

„Das ist gleich; wer Dich höhnt oder betrübt, muß meine Rache fühlen!“

„Verweigerst Du mir meine erste Bitte, Chlodwig?“

fragte Chlotilde, ihm traurig und flehentlich in die Augen sehend.

Noch bebend vor Grimm antwortete ihr der Herzog nach einer Pause:

„Liebe Chlotilde, Du verlangst viel von mir; aber es soll nach Deinem Willen geschehen. Möge nur das süße Lächeln auf Deinem Gesicht wieder erscheinen; ich werde zu vergessen suchen, was geschehen ist."

„O, hab' Dank!" flüsterte die Fürstin, indem sie Chlodwig's Hand feurig drückte.

Nachdem sie noch eine Straße durchzogen hatten, gelangte der Zug zum großen Forum.

Vor dem Altar standen die christlichen Bischöfe; — beim Weihtisch hielten sich die Blutmänner und die Scalden.

Der Herzog verließ mit seiner Braut den Wagen und Beide stiegen zum Weihtisch hinauf.

Eine tiefe Stille herrschte unter der Menschenmasse, die den Platz bedeckte; alle hielten ihre Augen nach dem Ort gerichtet, wo die christliche Jungfrau mit dem heidnischen Helden durch das feierliche Ehebündniß vereinigt werden sollte.

Vor dem Weihtisch wurden Chlodwig und Chlotilde nur verlobt, und man fragte ihnen das Gelöbniß ab, daß sie noch denselben Tag in Wodan's Weihhof in den Ehestand treten würden. Die Blutmänner hatten gewollt, daß es so und nicht anders geschehen sollte. Auch war hier die Feierlichkeit in einigen Augenblicken zu Ende.

Dann stieg der Herzog mit seiner Braut herab vom Gerüst und geleitete sie vor den Altar, wo die Bischöfe Beide erwarteten.

Nun wurde die Stille unter dem Volke noch größer; denn für die Gallier war der feierliche Augenblick erschienen, wo der Segen des Herrn durch den Mund der Bischöfe die christliche Jungfrau unzertrennlich an den Herzog fesseln sollte.

Die tausend und aber tausend Zuschauer erhoben sich auf den Spitzen ihrer Füße und richteten mit klopfendem Busen und zurückgehaltenem Athem ihre Augen auf den Ort, wo das große Ereigniß vor sich ging.

Sie sahen endlich, wie Chlodwig den Ring des ewigen Ehebündnisses an den Finger der bebenden Chlotilde steckte,

wie Principius, der alte Bischof von Suessionum seine Hand über die fürstlichen Ehegenossen ausbreitete, und wie der weise Bischof Remigius der Braut einen Doppelkranz von Singrün und weißen Rosen auf den Kopf setzte.

Dreißig Posaunen und Hörner schallten durch die Luft; Wolken Weihrauchs stiegen in die Höhe und verbreiteten ihre duftenden Wolken über den Platz; — und während das Händeklatschen und die mächtigen Rufe der Gallier sich mit dem donnerden Getöse der Schilde zu einem entsetzlichen Jubellärm vermischten, sah man unter der frohen Menge viele Männer mit thränenden Augen einander umarmen, Mütter ihre Kinder in Entzücken an die Brust drücken, ganze Haufen die Arme gen Himmel ausstrecken, um Gott dort oben zu danken für die unendliche Wohlthat . . .

Inzwischen waren die Eheleute zur Seite getreten auf den bretternen Boden zwischen dem Altar und dem Weihtisch; an der Seite der Braut standen die Bischöfe; an der Seite des Bräutigams die Blutmänner und Scalden. Principius und Ramold hielten jeder eine schimmernde Königskrone in der Hand.

Der Oberblutmann setzte die Krone auf Chlodwig's Haupt; der Bischof von Suessionum, nahm den Brautkranz von Chlotildens Kopf und zierte sie gleichfalls mit der fürstlichen Krone.

Dann legten der Blutmann und der Bischof jeder eine Hand auf Chlodwig's Schulter; — Ramold rief zum Heer:

„Seht hier den großen König von dem neuen Frankreich!"

Prinzipius wiederholte den Ausruf in lateinischer Sprache.

Während die jauchzenden Zurufe gen Himmel stiegen, kamen zwanzig Edelleute mit einem großen Schild herzugelaufen; sie hoben mit unwiderstehlicher Macht den Herzog vom Boden auf, setzten ihn auf den Schild und, diesen auf ihre Schultern hebend, trugen sie Chlodwig eine Strecke weit durch's Volk.

Auf diese Weise waren die Franken gewohnt, Jemand zur fürstlichen Würde zu erheben. Jetzt erst ließen auch die Wehrmannen ihr Jubelgeschrei und das donnernde Schlagen der Schilde in seiner vollsten Macht erschallen. Das ganze Forum wiederhallte von dem Geschrei: „Heil, Heil dem

großen König von Frankreich! Heil, Heil unsrer christlichen Königin!“

Die Königin saß bereits in dem Wagen, als man ihren Bräutigam auf dem Schilde zum Weihtisch zurückbrachte.

Chlodwig drückte dem Oberblutmann die Hand und fragte ihn:

„Ramold, seid Ihr zufrieden?“

„Ja, Herr König“, antwortete dieser, „ich wünsche, daß unsre mächtigen Asen im Weihhof Eure Ehe mit Glück segnen.“

Dann wendete Chlodwig sich zum Bischof Remigius und fragte, ihm gleichfalls die Hand drückend:

„Und Ihr, Freund Remigius, seid Ihr auch befriedigt?“

Eine Thräne entfiel dem Auge des Bischofs, als er mit Entzücken sagte:

„Wenn der Himmel das demüthige Gebet der Christen erhört, werdet Ihr der ruhmreichste, mächtigste, glücklichste König der Erde sein!“

Chlodwig stieg auf den zur Abfahrt bereitstehenden Wagen; er setzte sich neben seine Braut und rief zu den Edelleuten, die um seine Befehle zu fragen schienen:

„Vorwärts, nach der Asen Weihhof!“

Die Stiere, getrieben durch den Stachel der Fuhrleute, zogen über das Forum, die Edelleute und Wehrmannen setzten ebenfalls ihre Schaaren in Bewegung, und — von der jauchzenden Menge begleitet, verschwand der Zug in die Straße, die ihn nach dem heiligen Wald der nordischen Götter führen sollte. . . .

XII.

Mehrere Monate waren vergangen, seit dem feierlichen Tag von Chlodwig's Trauung mit Chlotilde.

Während dieser Zeit hatte er mit seinen Wehrmannen viele Kriegszüge durch Gallien unternommen, um seine Herrschaft den wenigen großen Städten fühlbar zu machen, die sich geweigert hatten, sich freiwillig ihm zu unterwerfen. Endlich erstreckte sich das neue Frankreich bis zu dem Strom Ligeris *), wo es an die Besitzungen der Westgothen grenzte und bis zu dem Fuß der Gebirge bei der Stadt Lingones **), wo seine Grenzen an Burgund stießen. — König Chlodwig herrschte folglich über das schönste und mächtigste Land des Occidents.

Zu dieser schnellen Ausbreitung des jungen Reichs hatten die christlichen Bischöfe fleißig mitgewirkt. Da sie fast überall den vorzüglichsten Einfluß ausübten, war es ihnen nicht schwer gewesen, den Gemeinden begreiflich zu machen, daß eine schnelle Unterwerfung ganz in ihrem Interesse wäre, weil sie dadurch den Gewaltthätigkeiten der Wehrmannen und einer Plünderung entgehen könnten.

Jetzt, da des Königs Oberhaupt gern von den Galliern anerkannt und geehrt wurde, erwiesen die Bischöfe ihm noch größere Dienste, indem sie für die pünktliche Aufbringung der Zölle und Pächte sorgten und über die treue Entrichtung der Staatsgelder in den verschiedenen, abgelegenen Ortschaften und Städten wachten.

---

*) Die Loire. **) Die Stadt Langres.

Da die Franken weder lesen noch schreiben konnten, waren sie unfähig zu irgend einem Amt, wobei diese Kenntnisse erforderlich waren; folglich war der König gezwungen gewesen, alle derartige Arbeit den Galliern anzuvertrauen und sie so mit einem ansehnlichen Theil der wirklichen Obrigkeit zu bekleiden.

Noch andere Umstände trugen dazu bei, der Gallischen Bevölkerung wider Willen der Wehrmannen wichtige Vortheile zuzuwenden. — Aurelianus, der die Oberleitung aller Staats-Angelegenheiten in Händen hatte, war Christ; eine große Anzahl Gallischer Bediensteten und Amtleute umringten ihn täglich, um seine Befehle zu empfangen und vor ihm Rechenschaft über ihre Amtsverrichtungen abzulegen.

Keine einzige der Staatsdamen und Gesellschafterinnen der Königin, noch ihrer Diener und Dienerinnen gehörte dem Fränkischen Geschlechte an.

Der König hatte die Gallischen Städte im Besitz ihrer alten Communalgesetze gelassen; — in Bezug auf die Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten waren daher die Bürger unabhängig von den Edelleuten oder Wehrmannen.

Die Vorrechte, welche diese Sachlage der christlichen Bevölkerung sicher stellte, hatten unter einem Theile der Franken bereits von Anfang an eine große Erbitterung erweckt, und der König hatte sich genöthigt gesehen, auch seine Waffengefährten irgendwie zu befriedigen.

Er hatte einen Edelmann mit dem Grafentitel nach jeder Stadt oder Gemeinde gesandt, um dort als Landvogt im Namen des Königs die oberste Gerichtsbarkeit auszuüben und über die Handlungen der Steuer-Einnehmer zu wachen. Die meisten Staatsgüter der Römer hatte er unter seine Edelleute und Wehrmannen ausgetheilt; und da diese Güter ungemein zahlreich und ausgedehnt waren, war es ihm möglich gewesen, jedem Einzelnen nach seinem Rang und Verdienst eine ansehnliche Belohnung zu schenken.

Die alten Gesetze der Salischen Franken waren von ihm für das ganze Reich für gültig erklärt, und er hatte Bestimmungen hinzugefügt, wodurch die Franken in Vergleich mit den Galliern für ein edles und erhabenes Geschlecht

erklärt und ihnen viel höhere Rechte als den Eingebornen zuerkannt wurden.

Es war allen Galliern oder Christen verboten, Waffen zu führen oder einen Theil des Heeres auszumachen. Diese Verordnung allein wäre hinreichend gewesen, um die Oberhoheit der Franken sicher zu stellen.

Ungeachtet dieser Bemühungen des Königs, beide Theile seines Volkes in Gleichgewicht zu bringen und in Frieden neben einander leben zu lassen, meinten gleichwohl die Franken, die mit ihm zuerst aus Belgien gekommen waren, viele Gründe zur Unzufriedenheit zu haben.

Was sie jedoch am meisten erbitterte, war, zu sehen, wie der Einfluß der Schwarzhaarigen und Unfreien — wie sie die Christen nannten — täglich zunahm.

Diese Unzufriedenheit wurde vorzüglich angefacht und unterhalten durch die Blutmänner und Scalden, die unaufhörlich klagten über das freie Gehen und Kommen der Bischöfe in des Königs Palast und über die Bemühungen, welche angesponnen wurden, um freie Franken mit gallischen Töchtern zu verheirathen, und so den Weg zu einer Vermischung der beiden Völker zu bahnen.

Unter der Aufstachelung der Diener von Wodan's Weihtafel hätte die Erbitterung der Wehrmannen vielleicht Aufstand und Aufruhr im Heere erweckt; aber alle Kriegsleute hatten nicht dieselbe Ansicht über den Stand der Dinge.

Zum Glück für Chlodwig machten seine ersten Waffenbrüder nicht mehr die Mehrheit des Heeres aus. Viele seiner alten Gefährten waren mit ihrer Beute nach Belgien zurückgekehrt; andere hatten ihre Frauen und Kinder nach dem neuen Frankreich gerufen und sich auf den ihnen zuertheilten Höfen dem Ackerbau gewidmet. — Die Uebrigen, meist über Gallien verbreitet, dienten den Grafen oder Landvögten zur besondern Hülfe und Leibwache.

Das Heer war größtentheils zusammengesetzt aus Männern, die seit den ersten Eroberungen der Franken auf die Kunde von Chlodwig's Sieg aus Belgien gekommen waren, um unter seinem Befehl Glück und Reichthum zu suchen.

Diese hatten den Zustand der Dinge sich gefallen lassen, sowie sie ihn bei ihrer Ankunft angetroffen hatten; und

herrschte unter ihnen gleichwohl einige Unzufriedenheit, so war es allein darum, weil der König zu viel Zeit bei der Königin zubrachte und durch eine unbegreiflich innige Liebe zu ihr alle Streitlust, ja allen Starkmuth verloren zu haben schien. In ihrer Anhänglichkeit und Bewunderung für Chlodwig schonten die meisten jedoch diese Unthätigkeit aus dem Grunde, weil die Königin kränklich war, und der König seine junge Ehegattin zu sehr liebte, um sie in diesem Zustande verlassen zu können.

Sie, die aus Mitleid für des Königs sichtbaren Schmerz seine Unthätigkeit entschuldigten, hofften, daß die Königin genesen und Chlodwig sie dann gegen die Westgothen oder gegen die Burgunder in den Krieg führen würde; — die Uebrigen, denen vor dem Einfluß der Christen bangte, und die ihren Fortschritt mit Haß und Neid ansahen, hofften, daß die Königin sterben und daß mit ihr das schwarzhaarige Geschlecht aus des Herrn Palast verschwinden würde.

Es war im Grafenthurm zu Suessionum eine Abtheilung, die nach dem Gebrauch der Franken der Königin und ihrem Gefolge zum Wohnsitz angewiesen war und darum die Frauenhalle genannt wurde.

Am frühen Morgen eines Frühlingstags saßen fünf oder sechs Gallische Jungfrauen in einem Saale der Frauenhalle an den Fenstern, welche nach dem Forum aussahen. Sie arbeiteten an Kleidungsstücken, die gewiß für ein Kind bestimmt waren, denn ihr Maaß war ausnehmend klein; ja an dem bekannten schneeweißen Röckchen, womit man damals die christlichen Kinder zur Taufe führte, konnte man sehen, daß man hier für die Ausstattung eines Kindes arbeitete, das wahrscheinlich noch nicht geboren war.

Diese Frauen schienen sich der Arbeit nicht zu freuen; Trübsinn und Trauer waren ihren Gesichtszügen eingeprägt, und von Zeit zu Zeit schüttelte Eine mißmuthig den Kopf, indem sie auf das weiße Taufkleid hinsah.

Schon lange waren sie stumm geblieben, als aus einem Zimmer daneben eine schwache Stimme nach ihnen rief.

„Maria, die Königin ruft dich!“ sagten die Frauen zu

einem jungen Mädchen, das trauriger als die Andern sinnend an einem Fenster stand.

Die Gerufene ging zum Saal hinaus zur Königin, kehrte jedoch augenblicklich zurück und nahm das Taufkleid aus den Händen ihrer Gefährtinnen.

„Sie will es schon wieder sehen!“ sagte sie mit Schmerz, indem sie wieder aus dem Saale hinausging.

„Arme Fürstin!“ seufzte eine der arbeitenden Frauen, „der barmherzige Jesus beschirme sie!“

Und mit gedämpfter Stimme setzte sie hinzu:

„Sonst wird sie die Zeit nicht erleben, und das Grab wird sie aufnehmen, bevor das weiße Kleidchen nöthig ist . . .“

„Wirklich, Helena, es ist wohl jammervoll! — Aber kann denn kein Arzt das Wesen dieser Krankheit entdecken?“ fragte eine Andere. „Es ist ganz seltsam, daß sich so plötzlich ohne Ursache ein solches Hinsiechen bei Jemand zeigt!“

Helena antwortete mit trübem Ton:

„So plötzlich war es nicht, Perpetua. Ich hab' das Siechthum anfangen sehen. Vier oder fünf Monate lang war die Königin so fröhlich, daß jeder, der ihr nahte, zur Lebensfreude gestimmt wurde. Um diese Zeit entstand in ihr die gegründete Hoffnung, daß Gott ihre Ehe gesegnet hätte und sie dem neuen Thron einen Erben schenken würde. Von diesem Augenblick an verfiel sie allmählig mehr und mehr in trübes Sinnen; das Lächeln verschwand von ihrem Angesicht; sie schien immer durch einen peinlichen Gedanken bedrückt. Bald ward sie bleich und mager; und oft, wenn ich des Morgens früh sie weckte, konnte ich bemerken, daß sie während der Nacht — im Traum vielleicht — geweint hatte. — Die Ursache von dem Schmerz der guten Königin mein' ich zu kennen . . .“

Die andern Frauen sahen sie mit fragender Neugier an.

„Sag', sag' uns diese Ursach'“, baten Einige.

„Ich darf nicht“, war die Antwort, „Herr Aurelianus, der sie besser kennt als ich, hat mir verboten, davon zu sprechen.“

„Wir werden das Geheimniß bewahren.“

„Ich habe Aurelianus Stillschweigen versprochen; ich werde mein Versprechen halten.“

„Nun, ich werde die Ursach' erklären", sprach Perpetua. „Mir hat es Aurelianus nicht verboten, und ich weiß es wohl; denn ich bin bei der Königin seit ihrer Heirath."

„Du solltest wissen, warum die Königin hinsiecht?"

„Kommt näher und horcht . . . Als unser König noch in Belgien war, liebte er ein anderes Weib, die Lutgardis hieß; sie war ein Fränkisches, wildes, rachsüchtiges Mädchen. Er sollte sie heirathen und war schon mit ihr verlobt. Um unsre Gebieterin Chlotilde zur Ehe zu nehmen, hat er das Fränkische Mädchen verstoßen. — Noch keine acht Tage war die Königin in Suessionum, da wurde sie eines Mittags nach der Mahlzeit plötzlich von gräßlichen Krämpfen und Zuckungen überfallen und fiel rücklings von ihrem Sessel herab ohne Bewußtsein und Leben. Das Essen, das man ihr an dem Tag aufgetragen hatte, war vergiftet. Sie ist jedoch gerettet worden. Nach einigen Tagen war sie ganz hergestellt; der Arzt sagte, das Uebermaaß von Gift hätte ihr das Leben bewahrt. Der König glaubte vermuthen zu können, daß seine frühere Verlobte Lutgardis schuldig wäre dieses Versuchs zum abscheulichsten Mord; er ließ ganz Frankreich und ganz Belgien durchsuchen, um sie zu finden. Nach vielen vergeblichen Bemühungen erfuhr er, daß sie über den Rhein geflüchtet wäre, und sich im Lande der Allemannen verborgen hielte; sie war folglich für diesmal außer dem Bereich seiner Rache. So sehr war jedoch der König von Wuth entbrannt über das Verbrechen, daß er dem Oberkoch des Palastes mit eigener Hand das Haupt spaltete. Um einen tiefen Eindruck auf seine Mannen zu machen und solchen verbrecherischen Anschlägen zuvorzukommen, hat er alle Knechte, die beim Küchendienst angestellt waren, auf dem Mahlberg Angesichts des Heeres tödten lassen . . . . Seit der Zeit werden die Speisen der Königin von christlichen Köchen zubereitet . . . "

„Und was willst Du damit sagen?" fiel Helena ihr in die Rede. „Meinst Du, daß das Siechthum unsrer Herrin die Folge der Vergiftung sei?"

„Wenn ich es meinte, so wäre kein Grund vorhanden, Dich so in Erstaunen zu setzen, Helena. In den Belgischen Wäldern wohnen gewisse heidnische Wahrsager und Zaube-

rinnen, und diese bereiten durch Teufelskünste Gifte, die tödten in einer Stunde, in einem Tag, in einem Monat, in einem Jahr oder in vielen Jahren . . ."

„Aber, Perpetua", bemerkte Helena mit Ungeduld, „ich war doch auch bei der Königin vom Augenblick ihrer Ankunft zu Sueſſionum. Nach ihrer Vergiftung iſt ſie mehr denn vier Monate heiter, glücklich und geſund geweſen."

„Ich weiß es; warum fällſt Du mir in die Rede? Horcht, und Ihr ſollt vernehmen, was meine Anſicht iſt. Man hat nachher von dieſer Lutgardis oft reden hören; ein Fränkiſcher Edelmann verſicherte ſelbſt einmal, daß er ſie im heiligen Walde von Ferne zwiſchen den Bäumen geſehen hätte, daß ſie jedoch, als er ihr nacheilte, plötzlich wie ein Rauch verſchwunden wäre. Wißt Ihr, was ich meine? Das böſe Weib hat ſich mit dem Teufel verbunden; ſie iſt Zauberin geworden, um ſich rächen zu können, und ſie hat eine geheime Plage auf unſre arme Königin gelegt."

Einige Frauen erblaßten und machten das Zeichen des Kreuzes.

Als ſie ſich etwas erholt hatten von dem Schreck, den dieſe Mittheilung ihnen verurſacht hatte, fragte ein jüngeres Mädchen:

„Aber wie ſollte dies wahr ſein können? Sollten die Biſchöfe und vor Allem Herr Remigius die böſe Hand von unſrer Königin nicht abkehren können?"

„Wer weiß es? Es gibt Leute, die verſichern, daß die Heirathen zwiſchen Chriſten und Heiden Gott mißfällig ſeien; und ſie meinen, daß das Siechthum der Königin eine Strafe des Herrn iſt. Ich ſage das für Dich, Martha, die ſich mit einem von des Königs Edelleuten trauen laſſen will."

„Ja", entgegnete Martha. „Es behagt Dir nicht, daß Willebald mich zur Ehegenoſſin auserkoren hat; — die Gründe Deines Aergers ſind Jedermann bekannt. Ich bin jedoch ganz ruhig im Gewiſſen; denn ich habe mit dem Biſchof berathſchlagt über die Entſcheidung, die ich treffen ſollte; und er hat mir die Heirath nicht abgerathen. Es iſt der Wille Gottes ſelbſt, daß Franken und Gallier vermittelſt des chriſtlichen Glaubens ſich allmählich zu demſelben Volke vermiſchen und verbrüdern."

„Denkt nicht weiter nach über das, was Perpetua gesagt hat", sprach Helena. „Es ist wahrlich weder Zauberei noch böse Hand dabei im Spiel. Unsre Königin ist im Streit mit dem Teufel; man will sie vor ihm erliegen lassen; aber sie, als eine christliche Heldin, sie steigt lieber in's Grab . . ."

Die andern Frauen horchten mit gespannter Aufmerksamkeit, in Erwartung einer nähern Erklärung; doch jetzt kam Maria mit dem weißen Taufkleide aus dem Zimmer der Königin. Alle sahen fragend zu ihr auf.

Maria trat langsam und mit gebeugtem Haupte zum Saal hinein, legte stumm das Kleid auf den Schooß ihrer verwunderten Gefährtinnen und ging dann zum Fenster, wo sie sich die Hände vor die Augen hielt und still zu weinen begann.

Die Andern, von diesen Zeichen eines tiefen Schmerzes ergriffen, richteten sich auf und fragten sie mit Angst nach den Ursachen ihrer Thränen. — Maria setzte sich nieder und sagte nach einer Weile:

„Ach, es ist so schmerzlich mit anzusehen! Die arme Fürstin, sie sieht sprachlos und mit stierem Blick das Taufkleid an, sie wendet es in Zerstreutheit um, sie hebt es in die Höhe, sie breitet seine Aermel aus und sucht die Formen eines Kindes darin zu entdecken, sie lächelt bitter, sie läßt es fallen, benetzt es mit ihren Thränen und verfällt in ein stummes Träumen; sie seufzt, sie schüttelt den Kopf, und richtet die Augen bittend zum Himmel; — dann beginnt sie das herzzerreißende Spiel auf's Neue und wiederholt es mehr denn einmal, worauf sie mir das Kleid, ohne zu reden, zurückgibt und mich mit dem Finger schweigend zur Thüre hinausweis't . . . Gott, was muß sie leiden! Es ist etwas Erschreckliches, etwas Geheimes, wie eine Plage, die auf ihr liegt. O, Freundinnen, es bebt in mir eine schreckliche Ahnung: die Tage der christlichen Königin sind gezählt! Wenn sie so mit einem unerklärlichen Blick gen Himmel sieht, so ist es ihre Seele, die bereits die Bahn abmißt, auf der sie zum Schöpfer hinaufsteigen wird."

Die gefühlvolle Stimme des Mädchens erschütterte alle

Frauen; keine blieb ohne Thränen; die Meisten beugten das Haupt und verbargen ihr Angesicht mit den Händen.

Lange Zeit blieben sie so in Trauer versunken.

Plötzlich wurden sie in ihren stummen Betrachtungen gestört durch die schweren Schritte eines Mannes, der die Treppe heraufstieg. — Alle horchten auf das Geräusch und standen aus Ehrerbietung von ihren Sesseln auf, als sie die nahende Person erkannten.

Es war Aurelianus, der mit langsamem Schritt und trübem Gesicht durch die Frauenhalle schritt, und nach einem stillen Gruß mit einem Zeichen der Hand Maria zu fragen schien, ob er zur Königin gehen dürfe.

Auf die bejahende Antwort des Mädchens ging der Römer durch den Saal und trat in's Zimmer der Fürstin.

Er blieb plötzlich stehen, sobald er einen flüchtigen Blick in das Gemach geworfen hatte; was er sah, mußte ihn tief ergreifen, denn er zitterte und hielt seinen Athem zurück.

In einem Winkel des Zimmers knieete die Königin vor einem Betstuhl; das Haupt lag auf dem Pult des Stuhls am Fuß des Kreuzbildes, das sie mit ihrer rechten Hand krampfhaft umfaßt hielt. — Sie schien eingeschlafen; und lag bewegungslos in sich gesunken, wie eine Leiche; selbst ihre Brust schien nicht mehr zu athmen.

Mit feuchten Augen schaute Aurelianus die unglückliche Königin an, deren bleiche und abgezehrte Wangen wirklich anzukündigen schienen, daß ihr Leiden nicht lange mehr dauern würde.

Sie sollte also sterben, die gute Fürstin, auf welche die ganze Christenheit ihre Hoffnung gegründet und ihre Zukunft gebauet hatte. Mit ihrem Leben mußte das Ziel verloren gehen, dem Aurelianus alle seine Kräfte gewidmet hatte; die wüste Gewalt der Franken würde die Oberhand gewinnen über die christliche Bildung; die Diener der falschen Götter des Nordens würden das Kreuz in Gallien zerschmettern und das Nahen des Reiches des Herrn Jahrhunderte noch verzögern. Plünderung, Mord und Gewaltthat würden sein unglückliches Vaterland durchwühlen, zur Rache für den schnellen Fortschritt des christlichen Glaubens.

Eine Weile blieb der Römer in die peinlichsten und ver-

zweiflungsvollsten Betrachtungen versunken. Endlich, da er die Königin nicht aufwachen sah, näherte er sich ihr mehr und sprach mit leiser Stimme:

„Gnädige Fürstin, der König sendet mich zu Euch mit einer Botschaft!“

Chlotilde hob ihr Haupt langsam von der Kniebank, wischte sich die Thränen aus den Augen und ließ sich in einen Lehnstuhl nieder.

„Aurelianus, Freund“, sagte sie. „Ich bin gar sehr krank und matt. Was verlangt mein guter Herr Chlodwig von mir?“

„Der König läßt Euch fragen, Fürstin, ob Ihr nicht mit ihm eine kurze Spazierfahrt machen wollt. Es ist so schönes, erfrischendes Wetter. Der Wagen steht bereit auf dem innern Hof.“

Mit einem klagenden Blick antwortete Chlotilde:

„O, Ihr seht wohl, daß es mir unmöglich ist.“

„Warum, gnädige Fürstin? — Der Wagen ist bequem; man wird sehr zahme Pferde anspannen.“

„Nein, Aurelianus, ich kann nicht, ich mag nicht. Die Leute, die mich sehen, fragen nach der Ursache meiner Krankheit. Was kann mir die frische Luft helfen? Ist es der Mangel an Luft, woran ich leide?“

„Soll ich meinem Herrn König schon wieder eine abschlägige Antwort auf seine freundliche Bitte zu bringen haben?“

„Ach, seid so gut und entschuldigt mich bei ihm. Ich gäbe den Rest meines Lebens hin, um ihm keinen Schmerz zu verursachen; aber ich bin krank . . . krank, hier in meinem Haupt, in meinem Geist.“

Der Römer sah noch eine Weile schweigend auf die Königin, die wieder stumm zur Erde sah. Als ob er einen mühevollen Versuch beschlossen hätte, trat er der Fürstin näher und sprach mit ernstem Ton:

„Gnädige Fürstin, vergönnt mir die Gnade, noch einmal frei und ehrlich zu Euch sprechen zu dürfen.“

„Seit wann, Aurelianus, braucht Ihr darum wie um eine Gunst zu bitten? Kenne ich die grenzenlose Güte Eures Herzens nicht?“

„Hört mich denn an, gnädige Fürstin", sprach Aurelianus, „was ich Euch zu sagen habe, ist wichtig und verdient Eure besondere Aufmerksamkeit . . . Ihr habt Unrecht; vielleicht erzürnt Ihr Gott selbst durch Euren Trübsinn. Vielleicht ist Eure Erstarrung im Schmerz eine Undankbarkeit gegen den Herrn . . . Mein Wort macht Euch zittern, Fürstin? O, möchte es Euch tief genug treffen, um das Uebel von Euch abzuwehren und Euch den Blick mit Hoffnung in die Zukunft richten zu lassen. — Erinnert Euch der Vergangenheit; tröstet Euch des Gedankens, daß Gottes Wille geschehen muß und immer des Menschen Heil zum Zweck hat, wie unerforschlich auch seine Rathschlüsse seien!"

„Ich wiederhole hundertmal des Tags dieselben Gründe in meinem Geist", seufzte die Königin. „Sie sind ohne Einfluß auf mein Gemüth, in all meinen Gebeten flehe ich den Herrn an, daß er mich stark mache gegen das verhängnißvolle Unheil, das mich mit Entsetzen erfüllt . . . vergebens! Mein Gebet bleibt unerhört."

„Fürstin", fuhr Aurelianus fort, „schöpft Kraft aus der Ueberzeugung Eurer hohen, Eurer heiligen Sendung auf Erden. Gedenkt, daß die Hoffnung der Kirche auf Euch beruht, daß Euer Leben Euch nicht zugehört, und daß Euer unzeitiger Tod das Abendland in die Finsterniß der Abgötterei zurückstürzen kann; bedenkt, daß, wenn Ihr länger Nahrung gebt dem Schmerze, der Euch hinsiechen läßt und Euch dem Grabe zuführt, Ihr vor Gottes Richterstuhl nicht ohne Schuld erscheinen werdet! . . ."

„Ach, habt doch Mitleiden mit mir! Schleudert keinen Zweifel in meine Seele", seufzte Chlotilde bittend.

„Der König kann Eure Bitte nicht zugestehen, gnädige Fürstin. Es wäre nicht allein der Verlust seiner Krone, sondern auch die Vereitelung der Hoffnung der Christen. Ihr wünscht, Ihr verlangt, daß das Kind, das Euch der Himmel geben wird, als Christ zur Taufe geführt werde; — aber begreift Ihr denn nicht, daß die Wehrmannen im Namen ihrer Asen sich gegen den König erheben würden? Denn alsdann würde der Erbe des Throns, den sie durch ihre Tapferkeit gestiftet haben, nicht mehr ihres Geschlechts

sein. Wer kann zum Voraus abmessen, wo ihre Rache endigen würde? Und wer weiß, ob Ihr selbst, unser guter König und Euer unschuldiges Kind nicht die ersten Schlachtopfer ihrer Wuth werden würdet. O Fürstin, hört auf die Stimme eines Bekenners Christi, der sein Leben mit Euch demselben Zweck gewidmet hat . . . bebt zurück vor dem blutigen Schwert, das Ihr über Gallien drohend aufgehoben haltet! — Sagte Euch der weise Bischof Remigius nicht, daß man den Herrn nicht versuchen, noch seinen Entscheidungen durch ein vermessenes Vertrauen vorauseilen darf? Wir müssen unsre Wünsche bezwingen, uns in die Zeit schicken; der Bogen unsers Glückes würde durch Ueberspannung unfehlbar brechen! O, wenn Ihr die Ursache von dem Untergang der Kirche Galliens würdet! Dieser gräßliche Gedanke, diese schreckenerregende Möglichkeit müßte Euch allein abstehen lassen von einem unzeitigen Verlangen."

Chlotilde blieb einige Augenblicke in Gedanken versunken; dann sprang sie vom Stuhl auf, hob die Hände zum Himmel und jammerte:

„O Gott, sieh aus der Höhe auf mich nieder! Erbarme dich meiner! Sei barmherzig gegen eine Mutter, die in deinem Namen leidet, die vielleicht sterben wird aus Liebe zu Christus! Erleuchte, erleuchte meinen Geist; wende den tödtenden Zweifel von mir ab!... Ach, höre, was man von mir verlangt: — durch deine Gnade wird mir ein Kind gegeben werden; aber ich, undankbares Geschöpf, grausame Mutter, ich soll schon in der Wiege seine unschuldige Seele dem Bösen überliefern müssen, es auf den Weihtisch der falschen Götter legen, es mit rauchendem Opferblut besprengen sehen, seine Seligkeit verkaufen, es der ewigen Verdammniß zuweisen, und es durch rohe Priester unterweisen lassen, wie man deinen heiligen Namen lästert und verspottet."

Sie wandte sich bebend zu Aurelianus und sagte ganz außer sich:

„O, nein, nichts auf der Welt kann die Seligkeit meines Kindes aufwiegen. Eher noch will ich Alles auf Erden hingeben: Thron, Liebe, Glück; ja selbst das Leben. Nein, ich werde dem Teufel keine Seele gebären; mein Blut soll

sich nicht erheben gegen den Herrn, meinen Gott! Man halte mich für sinnlos, vermessen, verrückt; mir wird der Glaube unerschüttert bleiben bis zum Ende... Viel eher, als daß mein Kind dem bösen Feinde zum Sclav' und Diener geweiht wird, viel eher sterbe ich den schmerzlichsten Martertod!"

Die unglückliche Königin sank entkräftet zurück in den Stuhl; sie schien von einer übermäßigen Aufregung erschüttert und athmete keuchend vor Ermattung.

Mitleidig sah Aurelianus die Fürstin an, deren unbegreifliche Aufregung ihm das Herz durchzuckte, als fürchtete er in der That, daß ihr Geist unter dem Druck ihrer schmerzlichen Gedanken irre geworden wäre.

Nach langem Stillschweigen, als er bemerkte, daß ihre Aufregung sich etwas gelegt hatte, sagte er mit traurigem Ton:

„Gnädige Fürstin, solltet Ihr kein Mitleiden haben mit dem König? Er, der unüberwindliche Kriegsmann, der Held, vor dem Alles sich beugen und unterliegen mußte, er geht gebeugten Hauptes, sein Muth ist hin; der Kummer über Euer Weh zernagt ihm das Herz . . ."

„Schweigt", rief Chlotilde bebend, „Ihr berührt die schmerzlichste Wunde, die in meinem Busen blutet. Sagt, was kann ich thun, um Chlodwig vor Leiden zu behüten?... Mir bleiben nur zwei Wünsche übrig: Sein Glück und die Seligkeit meines Kindes."

„Diese zwei Wünsche sind einander feindlich, gnädige Fürstin."

„Ach, ach!"

Nach einigen Augenblicken wendete die Fürstin sich zu Aurelianus, ergriff seine Hand und sprach mit glänzenden Augen:

„Aurelianus, Ihr, der Ihr ein treuer Sohn Christi seid, warum versteht Ihr mich nicht? Habt Ihr nicht die Hoffnung gehegt, daß einmal unser Herr Chlodwig selbst vor dem Kreuze knieen würde? So viel verlange ich nicht; ich als Mutter fordere nur das Recht, mein Kind beten zu lehren... und Ihr findet mein Verlangen maßlos? Fehlt es Euch denn an Glauben? — Und wenn die Schmerzen,

die ich jetzt leide, gegen Eure Erwartung, gegen die Erwartung Aller dem Abendlande einen christlichen König schenkten ... Wenn Christus meine Nachkommen auf Frankreichs Throne bewahrte und es beschirmte, bis alle falschen Götter vor seinem Angesichte verschwunden sind, was würdet Ihr sagen? . . ."

„O, die Kirche würde Euren Namen segnen, Euch ehren bis in späte Jahrhunderte als eine Heilige . . ."

„Nein; aber das Recht würdet Ihr mir doch widerfahren lassen, daß Ihr von mir auch noch nach meinem Tode sagen würdet: Durch den Glauben hat sie gesiegt!"

„Aber, Fürstin", fragte der Römer betroffen, „lebt denn wirklich in Euch der Gedanke, daß des Königs Zustimmung eine Möglichkeit sei? Hegt Euer Busen die Hoffnung, daß er in Euren Wunsch einwilligen wird? — Und thäte er es, wie könnt Ihr voraussetzen, daß das Heer seine Asen und seinen eigenen Schimpf nicht rächen würde?"

„Wer zweifelt an Gottes Allmacht?" antwortete die Königin. „In seiner Hand bin ich ein willenloses Werkzeug; die Stimme, die in mir spricht, sagt, daß ich ausharren muß bis zum Ende . . . bis zum Grabe, um Zeugniß zu geben von seinem heiligen Namen."

Aurelianus schaute sie mit Bewunderung an.

„Wie kühn ist ihr Glaube!" murmelte er bei sich selbst. „Wer kann wissen, ob sie nicht in der That durch Gottes Einsprache so unüberwindlich bleibt?"

Er schüttelte jedoch den Kopf, um dieses Gedankenbild aus sich zu entfernen und sprach:

„Ich muß gehen, gnädige Fürstin; der König gebot mir, schnell zurückzukehren. Der Anblick Eures Schmerzes ließ mich seinen Befehl vergessen. Ach, denkt noch einmal an die Dankbarkeit, welche Ihr meinem Herrn Chlodwig schuldig seid; bewahrt Euer Leben für sein Glück und zerbrecht nicht so grausam das edle Herz, das Euch so feurig liebt."

Er wendete sich um, und wollte das Zimmer verlassen.

„Der König!" rief er überrascht aus, indem er sich tief vor Chlodwig beugte und wieder sich aufrichtend mit gefaltenen Händen ihn um Mitleid für die Königin zu bitten

schien, als er bemerkte, was für ein glühender Grimm in des Königs Augen funkelte.

Wahrscheinlich hatte der Fürst die letzten Worte des Römers gehört, denn er drückte ihm die Hand und sagte:

„Ich danke Dir für Deine Anhänglichkeit; geh, erwarte mich im Waffensaal; ich will mit der Königin sprechen."

Sobald Aurelianus das Zimmer verlassen hatte, schob Chlodwig den Vorhang der Thüre dicht zusammen und wandte sich mit auf die Brust gekreuzten Armen zur Königin, die aus Ehrfurcht von ihrem Sessel aufgestanden war. Sein Gesicht war von Grimm entstellt; ein bitteres Grinsen bewegte seine Lippen; er hielt die Augen vorwurfsvoll auf sie gerichtet.

Dann ging er zu ihr, ergriff sie mit einer gewissen Gewalt beim Arm, drückte sie zurück in den Stuhl und sagte mit heftigem Tone:

„Setze Dich nieder! Ich bin Deines unsinnigen Trübsinns überdrüssig. Die Sache muß ein Ende nehmen. Mein Wille ist, daß Du Deine Hirngespinnste fahren lässest. Mein Verlangen muß Dir ein Gesetz sein. Wir wollen sehen, ob ich die Macht nicht haben werde, Dich aus Deinen wahnsinnigen Träumen aufzuwecken; ob Chlodwig, ob der König des neuen Frankreichs, wie ein Kind unterliegen soll vor den Launen eines Weibes!"

Die Königin hatte den Kopf auf die Brust gebeugt und horchte, ohne sich zu rühren, auf Chlodwig's Verweise, wie Jemand, der geduldig ein schmerzliches, aber unabwendbares Loos annimmt.

„Bei der schwarzen Hellia! zürnte der König, mit dem Fuße stampfend, „Du sollst Dich biegen, oder ich werde Dich brechen! . . . Thörin! Du wagst, etwas von mir zu fordern, das mir den gerechten Haß, den Spott meiner Wehrmannen auf den Hals laden würde; das die Asen in Glanzheim vor Rachsucht zittern lassen, das mir die Krone auf dem Haupte zerschmettern müßte. Hast Du denn in Deinem christlichen Hochmuth abmessen wollen, bis wie weit meine Liebe zu Dir mich zu einem feigen Schwächling machen könnte? Du willst, daß Chlodwig's Kinder dem gekreuzigten Gott geweiht werden! Also ein christlicher Fürst soll

über Wodan's freie Diener gebieten? Der Weihtisch unsrer mächtigen Asen sollte seine Opfer von einem christlichen König erwarten müssen?! — Es ist eine blutige, eine abscheuliche Schmach!"

Chlotilde saß noch immer bewegungslos, das Haupt auf die Brust gebeugt.

Chlodwig faßte sie bei der Schulter und sagte scheltend: „Dein Kopf ist so hart, daß Thor's Hammer selbst ihn wahrscheinlich beim ersten Schlag nicht zerschmettern würde... Aber ich, ich werde ihn brechen. — Sprich, sprich, ich will es!"

Ohne den Kopf aufzurichten antwortete die Königin mit langsamer Stimme:

„Herr, es sind nun zwei Monate her, daß Ihr mir verbotet, zu Euch noch einmal von der Ursache meines Kummers zu sprechen; ich ehre Euren Befehl, obschon dies ewige Schweigen mir das Leben im Busen erstickt... O, wüßtet Ihr, was ich leide, Ihr würdet barmherzig sein; Ihr würdet mich nicht durch Eure bitteren Verweise zerschmettern. Ich hab' genug an meinem eigenen Schmerz, um zu sterben... Was hilft es doch, daß ich schon wieder zu Euren Füßen kniee und in meinen Thränen mich winde, um von Euch die Seele meines Kindes zu erbitten! Ich begreife, Chlodwig, daß Ihr sie mir nicht zugestehen werdet, daß Ihr sie mir vielleicht nicht zugestehen könnet, nicht möget... Chlodwig, Ihr habet mich vom Tode errettet, mich von einem verurtheilten Mädchen zur Königin erhoben; für Euer Glück muß ich aus Dankbarkeit auch das kostbarste Opfer bringen. Wenn Ihr meinen Wunsch erfüllt, es kann Euch die Krone, selbst das Leben kosten; es würde Euren Namen unter Eurem Volke verhaßt machen, sagt Ihr. Ich, die ich Euch liebe, so viel als eine Seele etwas auf Erden lieben kann, ich müßte das drohende Unglück von Eurem Haupte entfernen, Euch zurückhalten, wenn Ihr thun wolltet, was ich verlange. O, ich weiß es... und doch ich kann nicht! Kraftlos ist mein dankbares Liebesgefühl gegen die Einsprache von Oben, vergebens mein Nachdenken. Ich muß vergehen durch einen doppelten Kummer: Euch, Chlodwig,

meinen theuren Ehegenossen, unglücklich machen zu müssen — und mein Kind — o Himmel, und mein Kind . . ."

Sie schwieg und keuchte hörbar vor Aufregung; Thränen entströmten ihren Augen. Chlodwig's aufbrausender Zorn kühlte sich ab unter dem Einfluß von Chlotildens sanfter Stimme und mehr noch beim Anblick ihrer Thränen.

Eine Zeitlang schaute er seine unglückliche Ehegattin mit steigendem Mitleiden an und sagte dann mit leisem, kummervollen Ton:

„Chlotilde, Vielgeliebte, Du willst mich also verlassen! Du willst sterben? Du hast also kein Mitleiden mit mir?"

Ein krampfhafter Schauder erschütterte die Glieder der Fürstin; sie hob den Blick zu Chlodwig, und ihre Hände bittend zu ihm ausstreckend sagte sie:

„O, Gnade, durchbohre nicht so grausam mir das Herz!"

„Und doch, ich muß es sagen. Auch mich enkräftet der Anblick Deines Hinsiechens. Ach, Chlotilde, könnte ein Mann Thränen vergießen, ich überströmte Deine Haare mit der Fluth meines Schmerzes; aber verweigern auch meine Augen diesen Beweis der Schwachheit, in meinem Busen drinnen fließen sie doch, die brennenden Thränen; sie sammeln sich in meinem Herzen und ersticken mich. O, es ist entsetzlich! Dich hinsiechen sehen, Chlotilde, das Grab vor Dir sich aufthun sehen und Dich nicht retten können! Du meine hochgeliebte Gattin, Du mein Alles, was ich auf Erden liebe, Du breitest die Arme nach mir aus, Du rufst um Schutz gegen den Tod, ich weiß, was Dir Leben und Freude schenken kann, — und ich, ohnmächtiger Spielball des Schicksals, ich muß hoffnungslos und verzweifelnd Dir zurufen: — stirb, sink' in's Grab, Chlodwig kann Dich nicht retten! O, die Rache der Asen liegt schwer auf mir!"

Er entfernte das Haupt der immer weinenden Königin von seiner Brust und stand vom Sessel auf. Hin und her durch's Zimmer schreitend, suchte er seine Aufregung zu bemeistern. — Nach einer langen Weile kehrte er wieder zum Stuhle zurück, ergriff Chlotildens Hand und sprach mit stillem, bittenden Ton:

„Aber, meine Liebe, es kann nun einmal nicht geschehen, was Dein Herz begehrt. Bedenke doch, daß, ginge auch kein anderes Unheil daraus hervor Du, Deine — meine Kinder der fürstlichen Krone und alles Erbtheils berauben würdest? . . . Antworte mir doch, daß ich Deine Stimme höre!"

„Ach", sagte die Königin, „wozu sollte meine Antwort dienen? Du kannst es nicht verstehen, Chlodwig . . . . Alle Kronen der Erde sind nicht zu vergleichen mit der Krone der Seligkeit; alles Gold, alle Edelsteine glänzen nicht so, wie das Angesicht Gottes. Ich muß wählen für mein Kind; es reich und mächtig auf Erden zu sehen, damit es nachmals in der ewigen Verdammniß sich befinde, oder es auf der Welt leiden zu sehen, damit es im andern Leben vor Gottes ewigem Angesicht die Seligkeit genieße. Ich bin Christin, ich werde Mutter werden; meine Wahl kann nicht zweifelhaft sein."

Das Haupt schmerzlich schüttelnd sagte Chlodwig:

„Ich bin ein Diener Wodan's; Oberhaupt eines Volks, das die mächtigen Asen Glanzheims anbetet; die Kinder, die uns geschenkt werden, sind auch die Meinigen. Warum sollte ich kein Recht haben, zu wollen, daß meine Söhne die Götter ihres Vaters ehren?"

Er ergriff auf's Neue ihre Hand, und sie feurig drückend bat er:

„Nun, Theure, sei gut und nimm Vernunft an. Verbanne das unmögliche Verlangen aus Deinem Geiste; versuche, Dich aus dem nagenden Kummer herauszureißen; Deine Kräfte werden schnell zurückkehren . . . Thränen, immer Thränen zur einzigen Antwort!" rief er. „Aber bin ich Dir denn nichts? Mein Ruhm, meine Größe, mein Leben, ist dies Alles Dir nichts mehr, daß Du unüberwindlich bleibst?"

Des Königs Stimme war bei diesen letzten Worten so vorwurfsvoll, daß Chlotilde auf's Neue zu weinen begann.

„Chlodwig", seufzte sie nach einer Weile; „wir ringen vergebens gegen ein unabwendbares Schicksal. Beugen wir

uns geduldig unter das Unglück. Du zerbrichst mir das Herz im Busen durch Deine liebreichen Verweise; ich kann Dich nicht trösten. Was mich antreibt, ist eine geheime Kraft, etwas Unbegreifliches, etwas so Mächtiges, daß es mich beherrschen würde, und sähe ich auch das Grab sich öffnen, um mich zu verschlingen. Es ist vielleicht das Gefühl meiner Bestimmung auf Erden, eine Eingebung von Oben. Gib Dir keine Mühe, meine Trauer zu überwinden; ich bin Dir dankbar aus aller Kraft meines Gemüths; ich liebe Dich mehr denn jemals wegen Deiner edelmüthigen Liebe; aber es ist doch Alles vergeblich. Meine Bahn in der Welt ist mir von Gott selbst vorgezeichnet; ich muß, ich muß sie wandeln .... Wartet meiner der Gallenbecher am Ende, Christus hat ihn ja auch geleert!"

Chlodwig schaute ihr tief in die Augen, als wollte er mit dem Blick in ihre Seele dringen; das Haupt mitleidig schüttelnd fragte er mit gedämpfter Stimme:

„Meine arme Chlotilde, wenn keine Veränderung in Deinem Schicksal geschieht, wirst Du forttrauern ... und am Ende ganz hinschwinden und sterben, nicht wahr?"

„Wenn Gott es will, wird es so geschehen", flüsterte sie gelassen.

Wie von einer plötzlichen Aufregung ergriffen sprang der Fürst, unverständliche Worte murmelnd, vom Stuhl auf und begann, von Verzweiflung getrieben, mit schnellen Schritten durch's Zimmer zu stürmen.

Die Königin neigte das Haupt und sah zur Erde.

Chlodwig zog plötzlich sein Schwert, hielt es mit beiden Händen quer vor seinen Leib, sah es eine Weile mit krampfhaftem Lachen an und rief spottend aus:

„Betrügerische Waffe! ich wähnte dich mächtig gegen jedes Hinderniß, zwingend, unüberwindlich, vertilgend wie das Feuer von Thor's Hammer — und du wirst zerschmettert durch den Schmerz eines Weibes! Weg, du bist zerbrechlich wie ein Kinderspielzeug!"

In seiner Wuth warf er das Schwert auf die Erde; die Erschütterung machte die ganze Halle zittern.

Die Königin wendete den leidenden Blick zu ihrem Ehegatten, machte jedoch keine andere Bewegung, als daß sie die Augen gen Himmel und mit gefaltenen Händen zu beten schien.

Lange noch blieb der Fürst einer ungemeinen Aufregung hingegeben, — zu sich selber redend und polternd, streckte er die geballte Faust vorwärts und ließ die Blicke blitzend umherschweifen, als sähe er in der Luft eine eingebildete Schaar ihn bedrohen.

Endlich trat er vor die Königin und sagte:

„Chlotilde! . . . wenn ich Deine Bitte zugestände?"

Ein unverständlicher Laut entfuhr der Brust der Königin; sie erhob sich mit der Hand halb aus dem Sessel und blieb so zitternd stehen, indem sie dem König wie verwirrt in die Augen sah.

„Nein, nein!" rief dieser, „es kann nicht sein!"

Chlotilde fiel nieder, und mit ausgestreckten Händen vor ihm knieend klagte sie:

„O, Chlodwig, Gottes Geist ist in Dir, höre seine Stimme, rette mich zum zweiten Male vom Tode!"

„Nein, nein!" wiederholte der Fürst, sich zurückziehend.

Aber die Königin ging ihm nach, in Begeisterung rufend:

„Erbarmen, schenke mir die Seele meines Kindes! Christus wird dich beschirmen!"

„Sprich mir von Christus nicht!" polterte Chlodwig.

„Allvater, der ewige Gott aller Völker, wird Dich vertheidigen; Dein Name wird gerühmt und gesegnet bleiben bis zum Ende der Zeiten."

Sie war dem König genaht und hielt seine Kniee mit ihren Armen umschlungen; sie mischte die rührendsten Bitten unter ihr Schluchzen und benetzte seine Füße mit ihren Thränen.

Chlodwig sah eine Weile stumm und zitternd auf sie nieder; dann sagte er außer sich vor Aufregung:

„O, was Du von mir verlangst, ist schrecklich — aber Dein Tod, Dein Tod ist schrecklicher noch . . . .

Meine Krone, mein Ruhm, meine Macht, alles für Dein Leben! . . . Wohlan Chlotilde . . . Wohlan, der junge König von Frankreich . . . Dein Kind, mein Kind, er sei Christ!"

Mit einem Schrei sprang die Königin vom Boden auf, flog jauchzend ihrem Ehegatten um den Hals, liebkos'te ihn ganz ausgelassen, und dann lief sie zur Kniebank, ließ sich dort mit gen Himmel erhobenen Händen nieder und rief:

„Gebenedeit seist du, o Herr, der du mich erhört hast!"

XIII.

Am Morgen eines schönen Tages war das Forum bedeckt mit einer Menge Gallischer Bürger, die im Festgewande auf etwas warteten, und sich in zwei Reihen geordnet hatten, wahrscheinlich um einem Zuge freien Durchgang zu gewähren.

Obwohl auf Jedermanns Gesicht ein süßes Lächeln der Freude strahlte, hörte man doch keinen einzigen Jubelruf. Es war ersichtlich, daß die Bürger ihre Freude mit Absicht bezwangen und sich still und eingekehrt hielten. Nur aus einem Haufen junger Leute stiegen von Zeit zu Zeit einige laute Ausrufe empor, die die Verwunderung und die Unzufriedenheit der Menge zu erregen schienen.

Auf dem Forum konnte man wenige Franken unter dem Volke bemerken; sie hielten sich meist in der Nähe des großen Eingangsthores vom königlichen Palaste. Da standen viele Wehrmannen, in Haufen vertheilt und mit finsterm Grimm auf die Bürger blickend; vorzüglich hielten sie den Blick drohend auf die jungen Leute gerichtet, welche mehr als die Andern ihre Freude zu bezeugen wagten.

Siegebald, der Hausgraf, befand sich mit einigen Edelleuten unter dem Säulengang des Palastes. Von Zeit zu Zeit schüttelte er den Kopf und lächelte bitter, wenn die Edelleute ihrem Aerger über das Ereigniß jenes Tages durch unvorsichtige Worte Luft machten.

Obschon Siegebald an der Unterhaltung der Edelleute Theil zu nehmen schien, waren seine Gedanken doch anderswo. Seit einer Weile hielt er das Auge auf einen Wehrmann gerichtet, der ihn bereits mehrmal aus der Ferne mit ge-

heimnißvoller Aufmerksamkeit angesehen hatte, als wollte er ihm etwas sagen. Siegebald kannte den Wehrmann nicht; an gewissen Eigenthümlichkeiten in seiner Kleidung glaubte er zu erkennen, daß er nicht zum Heere gehörte, und vielleicht eben erst aus Belgien gekommen wäre, um in des Königs Dienst zu treten.

Durch die Bemerkungen seiner Gefährten zur Antwort genöthigt, wendete Siegebald oft das Auge von dem unbekannten Wehrmanne ab; doch jedesmal, wenn er wieder das Gesicht nach ihm hin kehrte, fand er verwundert, daß des Fremdlings Blick mit gleicher Festigkeit auf ihn gerichtet blieb.

In diesem Augenblick kam eine gewisse Bewegung unter die Volksschaaren; von Ferne am Eingang der Straße, die nach der Mitte der Stadt führte, sah man die Hände der Bürger zujauchzend sich in der Luft hin- und herbewegen . . . .

„Gebt Acht, da sind die Verleugner der Asen!“ murmelte ein Edelmann.

„Möchten die Schwarz-Elfen sie ersticken!“ flüsterte ein Anderer.

„Wenn Wodan die Nornen nicht zu ihnen schickt, so rufe ich Schande über alle Asen und Asinnen“, fuhr ein Dritter heraus.

„Schweigt, schweigt, Ihr Herren, bezwingt Euren Grimm“, sagte Siegebald. „Was dem König gefällt, muß uns lieb sein. Haltet Euch gut und zeigt keine Unzufriedenheit . . . Der schwarzhaarige Schmeichler möchte es sehen und dem Könige davon berichten.“

Der erwartete Zug trat auf den Platz und bewegte sich langsam vorwärts zwischen den Schaaren der Bürger, welche ohne Jubelgeschrei und nur durch das Bewegen der Hände und durch den begeisterten Ausdruck ihres Gesichts ihre freudige Aufregung bezeugten.

An der Spitze des Zugs schritt eine Wache von fünfzig Wehrmannen mit Spieß und Schild, die die Menge barsch auseinander drängte, und so einen breiten Durchgang bahnte. In einem kurzen Abstand von den Wehrmannen folgten einige Bischöfe und Bürger, und hinter diesen eine lange Reihe christlicher Frauen und Jungfrauen, alle so prächtig

gekleidet und so überreich mit Gold und Perlen geziert, daß man nicht zweifeln konnte, daß sie zu den ersten Geschlechtern des Königreichs gehörten.

In der Mitte dieser Frauen waren zwei, die jede ein Kind trugen; die langen weißen Kleider, welche von ihren Armen beinahe zur Erde niederhingen, bezeugten, daß die beiden Kleinen von der Taufe zurückkehrten. — Diese mußten bereits einige Wochen alt sein; denn als Neugeborne schienen sie ausnehmend groß und stark.

Aurelianus ging zur rechten Seite neben den Kindern, ein Bürger in besonderer Kleidertracht — ohne Zweifel ein Senator der Stadt — schritt an der andern Seite. Wahrscheinlich hatten diese die Kinder zur Taufe geführt und als Pathen das Glaubensbekenntniß der Christen für sie abgelegt.

Der Römer schritt mit gebeugtem Haupte vorwärts; nur von Zeit zu Zeit warf er den Blick mit zurückgehaltener Aufregung auf die Kinder! Sie waren Christen! Sie, die kräftigen Sprossen eines neuen und vom Schicksal auserseheuen Geschlechts, sie die edelsten Sprößlinge des Blutes der Merowinger, sie waren Christo geweiht. Auf dem Arm dieser Frauen, unter den Falten dieser weißen Kleider ruhte die Hoffnung des Christenthums!

In seinen entzückenden Betrachtungen, in den glückseligen Anschauungen, welche sein Herz erfüllten, war Aurelianus alles dessen unbewußt, was ihn umgab; er sah nicht das frohe Händeheben der Bürger, — er bemerkte nicht, welch' bitterer Grimm, welche verbissene Wuth das Gesicht der Edelleute verdüsterte.

Schon hatte die erste Wache der Wehrmannen beinahe den Palast erreicht und noch hatte sich unter das stille Zujauchzen und das Wogen der Schaaren kein einziger lauter Ruf gemischt. Jetzt ging jedoch der Zug neben dem Haufen junger Gallier vorbei, die sich mit minderer Furcht vor den Franken von Anfang an durch ihr lautes Wesen ausgezeichnet hatten.

Einer von ihnen rief, als die Kinder vorbeigetragen wurden, mit mächtiger Stimme:

„Heil, Heil des Königs Söhnen! Seid gegrüßt, seid gegrüßt, unsre christliche Fürsten!“

Ein Bürger legte dem jungen Mann die Hand auf den Mund, indem er zu ihm sagte:

„Schweig, Verwegner; der Bischof hat alles Rufen verboten."

Obschon die Franken den lateinischen Jubelruf nicht verstanden, mußte er ihnen doch unangenehm in die Ohren klingen, denn er erweckte auf ihren Gesichtern einen Ausdruck von Spott und Bitterkeit, während sie murrend die Fäuste ballten und die Augen drohend auf den Jüngling richteten.

Vielleicht wäre hier eine Kundgebung erfolgt, die auf beklagenswerthe Weise von der Unzufriedenheit der Wehrmannen gezeugt hätte; — aber nun verschwand der Zug unter dem Thore des Palastes, und die jungen Gallier mischten sich unter die wegströmende Menge, so daß man ihnen nicht folgen konnte.

Einige Augenblicke danach trat Siegebald in den Saal, der ihm im Palast zur Wohnung angewiesen war.

Er nahm sein Schwert aus dem Gehenk und warf es wüthend auf eine Bank. Mit auf der Brust gekreuzten Armen sah er eine Weile starr zur Erde, ging dann in den Hintergrund des Saals, ließ sich in einen Lehnstuhl nieder und murmelte halblaut:

„Es ist also geschehen! Das Sclavenvolk wird Herr werden, in diesem Palast die freien Franken verdrängen und durch List und feige Schmeichelei über seine Ueberwinder triumphiren. Chlodwig's Söhne Christen! Die Königin und Aurelianus allmächtig! . . ."

Nach einer Pause stiller Verzweiflung sagte er mit gedämpfter Stimme:

„Ach wäre mir mein Versuch geglückt, die Königin wäre schon lange vergessen; das Grab hätte das Unheil der Franken für immer abgewehrt; — aber was gab mir denn auch Lutgardis? Ich goß alles zusammen in die Speise der Schwarzhaarigen; es wäre genug, um zehn Menschen zu tödten, sagte Ludgardis . . . Die Königin starb jedoch nicht! Darnach ward sie krank — vielleicht in Folge der Vergiftung. — Ich sah sie langsam, aber

sicher hinsterben ... und doch ward sie wieder gesund. Anstatt eines schwächlichen Kindes wurden ihr zwei Söhne geschenkt. — Sollte sie beschirmt werden durch unsre Asen! Ist der Christus, den sie anbetet, vielleicht mächtig genug, um sie gegen Wodan's Zorn zu vertheidigen? ..."

In seinen Betrachtungen fortfahrend versetzte er mit sichtbarem Entsetzen:

„Was für Schreck hab' ich nicht ausgestanden! Wie viele schlaflose Nächte hab' ich nicht in Todesangst zugebracht! Der König ließ um mich herum vielen unschuldigen Leuten den Kopf abschlagen, in der Hoffnung, daß das Schwert so auch den Vergifter treffen würde. Jeden Tag konnte die Reihe auch an mich kommen ... Bis jetzt entging ich dem schändlichen Loose! ... Aber ist wohl alle Gefahr vorbei? Der König hat eine Gesandtschaft zu den Allemannen geschickt, um die Auslieferung der Lutgardis zu verlangen. Es ist ihm gemeldet worden, daß man ihre Leiche in einem Walde liegen gefunden hat; er will es nicht glauben. Sollte er Gründe haben zu denken, daß sie noch lebt?"

Siegebald erbleichte, indem er erschrocken zu sich selbst sagte:

„Wenn sie noch lebte! Wenn sie endlich in des Königs Hände fiele! O, wie würde er sie peinigen lassen .... und vielleicht würde sie bekennen, wer ihr zu jenem Racheversuche geholfen hätte .... Thäte ich nicht besser, ich verließe des Königs Dienst? Er würde mir meine Höfe nehmen; ich besäße nichts mehr ... Haushofmeister des mächtigsten Königs sein, — und als ein gemeiner Wehrmann auf gut Glück in die Fremde ziehen müssen .... Aber warum mich fürchten? Lutgardis ist gewiß zu Wodan gefahren, und mit ihr das Geheimniß, das mich erschreckt, für immer verborgen."

Er stand auf, ging einige Male durch den Saal und sagte dann mit freierem Ton und hämischem Lächeln:

„Und in der That? Was kümmert es mich, daß des Königs Söhne Christen sind? Was braucht es mich zu erbittern, daß die Gallier des Königs Gunst genießen? Wenn Blutmänner und Scalden, Edelleute und Wehrmannen feige

genug sind, um es geschehen zu lassen, warum sollte ich allein mein Leben und mein Glück in Gefahr setzen? Da ist aber einer, der mir im Wege steht, ein einziger, der Schuld ist an meiner Erniedrigung, der den König gehindert hat, mir die Villa Juviniacum zu schenken, — der in des Herrn Palast zu meinem Nachtheile Macht und Einfluß ausübt. O könnte ich meine Rache an ihm kühlen! Wäre mir die Möglichkeit geboten, den Römer mir aus dem Wege zu räumen, ich versuchte es mit Lebensgefahr. — Vergiften? Es ist unsicher, und läßt Spuren nach, die verrathen . . . Es gibt kein Mittel mehr, so etwas zu unternehmen: man ist in der Frauenhalle zu sehr auf seiner Hut . . ."

Ein Geräusch hörend, wandte er sich um, und ward nicht wenig betroffen, als er am Eingang des Saals den unbekannten Wehrmann bemerkte, der ihn auf dem Forum so sonderbar angesehen hatte, und nun mit leisen Schritten ihm nahte.

„Zurück! Wer erlaubt es Dir, ungerufen in diesen Saal zu treten?" rief er, ärgerlich über diese Ueberraschung.

Statt aller Antwort legte der Wehrmann den Finger auf den Mund, um Siegebald Stillschweigen zu empfehlen. Als er ganz dicht vor ihm stand, fragte er mit zurückgehaltener Stimme:

„Herr, kann uns Niemand hier hören?"

Der Ton, in welchem diese Frage gestellt wurde, schien den Hausgraf mit Kummer und Ungeduld zu erfüllen.

„Bei der schwarzen Hellia!" murmelte er: „Du bist ein Unglücksbote, sprich und höre auf mit diesem Geheimthun . . ."

„Ich frage, ob Niemand uns hier hören kann?" wiederholte der Wehrmann.

„Niemand", antwortete Siegebald, immer verwunderter. „Was hast Du so Schreckliches mir zu melden?"

„Schreckliches ist es nicht, Herr Haushofmeister. Kommt, dort ist es sicherer, Ihr sollt eine Botschaft vernehmen."

Als sie dem hintersten Winkel des Saals sich genähert hatten, sagte der Wehrmann:

„Herr, ich bringe Euch Nachricht von Eurer Nichte Lutgardis."

„Von Lutgardis?" rief Siegebald mit unvorsichtigem Erschrecken aus. „Sie ist ja todt!"

„Keineswegs, Herr; sie lebt und ist selbst nicht fern von hier."

Der Hausgraf sah den Wehrmann ungläubig an.

„Ihr täuscht mich wirklich", sprach er. „Allemannische Boten haben dem König die umständliche Mittheilung von ihrem Tode gebracht. Hat man ihre Leiche nicht am Saum eines Waldes gefunden, da sie bereits halb von Wölfen verzehrt war?"

„Die Boten waren von Eurer Nichte selbst gesendet, um den König von ihrer Verfolgung abzubringen."

„Also sie lebt wirklich noch? Was verlangt sie von mir?"

„Sie will Euch sehen und sprechen, Herr!"

„Mich sehen und sprechen? Aber damit verlangt sie ja, daß ich mein Haupt auf den Block lege? Vernähme Jemand, daß ich von ihrer Ankunft wüßte, ohne es dem König augenblicklich gemeldet zu haben, ich wäre unfehlbar verloren . . ."

„Sie will Euch heute noch sehen und sprechen", wiederholte der Wehrmann mit kaltem Nachdruck.

„Und wenn ich mich weigere, sie zu empfangen oder zu ihr zu gehen?"

„Sie wird Euch zwingen, Herr!"

„Mich zwingen? Du spottest, in der That", fuhr Siegebald heraus mit Zorn, aber auch mit steigender Angst. „Ich sage dir, daß ich von meiner Nichte nichts hören will; sie lasse mich zufrieden."

„Ihr zürnt mit Unrecht, Herr Hausgraf", sprach der Wehrmann, „Euer Grimm ist eine grobe Undankbarkeit gegen Eure Nichte. Zu Eurem Glück allein ist sie über den Rhein gekommen, und aus Liebe zu Euch wagt sie sich auf Frankreichs Boden."

„Aus Liebe zu mir? Was hat sie mir denn zu melden?"

„Euer Leben ist in Gefahr", sagte der Unbekannte mit leiser Stimme, „sie will Euch retten. Wenn Ihr Euch wei-

gert zu thun, was man von Euch verlangt, werdet Ihr vielleicht schon morgen in den Kerker geworfen werden. Man hegt gegen Euch einen schrecklichen Argwohn."

Siegebald sah dem Wehrmann eine Weile in die Augen.

„Es ist eine abscheuliche List, um mich zu dieser gefährlichen Zusammenkunft zu bewegen", rief er.

Und den Wehrmann plötzlich mit krampfhafter Gewalt beim Arm fassend, fragte er vor verhaltenem Zorn zitternd:

„Was sagte sie Dir von einem Argwohn? Sprich oder ich reiße Dir die falsche Zunge aus dem Munde."

„Mir sagte sie nichts weiter darüber; ich bin fremd in des Königs Heerlager und weiß nicht, was hier jemals geschehen sein mag."

„Gäbe doch Wodan, daß ich sie nie gesehen hätte", seufzte Siegebald mißmuthig, indem er den Wehrmann losließ und den Blick zur Erde richtete. „Mein Leben ist in Gefahr? Wer kann es in Gefahr bringen, als sie allein? Aber ich werde nicht unterliegen unter ihrer schnöden Bedrohung. Aus Liebe zu mir ist sie nicht gekommen. Sie will sich rächen; ihren Haß, ihre Eifersucht ersättigen, und mich als Werkzeug zur Vollführung ihrer blutigen Absichten gebrauchen."

„Also, Herr Hausgraf, Ihr weigert Euch?"

„Ja, ich weigere mich und will sie weder sehen noch sprechen; mein Leben käme in große Gefahr, wenn ich ihr unsinniges Verlangen erfüllte."

„Euer Tod ist unfehlbar, so Ihr ihrem Willen widersteht."

„Eitle Drohung!" sagte Siegebald mit gezwungenem Lächeln. „Was sollte sie vermögen, die sich keinem lebenden Menschen zeigen darf? Gehe fort und sage ihr, daß sie sehr behutsam Frankreich verlassen soll, denn . . ."

„Fahrt nicht fort, Herr Hausgraf", fiel der Wehrmann ihm in die Rede, „Lutgardis hat mir ein Wort anvertraut, das Euch auf andere Gedanken bringen muß."

Er brachte seinen Mund nahe an des Hausgrafs Antlitz und flüsterte etwas in sein Ohr.

Erbleichend fuhr Siegebald zurück.

„Sollte ihre Bosheit so weit gehen?“ seufzte er verzweiflungsvoll.

„Sie sagt, daß sie einen Boten zum König schicken wird, um ihm Dinge zu sagen, die er nicht weiß . . .“

„Abscheulich!“ rief Siegebald, indem er bebend zur Erde sah und unter dem Murmeln unverständlicher Worte einer peinlichen Unentschiedenheit hingegeben schien.

Nach ziemlich langem Nachdenken veränderte er den Ausdruck seines Gesichts, und indem er sich sichtbar Gewalt anthat, seine Angst zu bezwingen, fragte er:

„Wo ist meine Nichte? Ist der Ort sicher? Kann Niemand uns da sehen und überraschen?“

„Ihr werdet also zu ihr gehen, Herr Hausgraf?“

„Ja; ich will wissen, was sie mir so Wichtiges zu melden hat.“

„Wenn Ihr sie betrügt, wird sie sich rächen.“

„Ich kenne sie hinlänglich, um das zu wissen.“

„Wohlan denn, horcht. Diesen Abend eine Stunde vor Mitternacht sollt Ihr Euch allein nach dem heiligen Wald begeben. Sobald Ihr außerhalb der Stadt seid, sollt Ihr das bloße Schwert Euch über die Schultern legen, und immer vor Euch hingehen ohne Umsehen.“

„Aber wie werd' ich meine Nichte finden?“

„Sie wird zu Euch kommen, in dem Augenblick, wo Ihr es am Wenigsten erwarten werdet.“

„Die Listige, sie mißtraut mir?“

„Es ist möglich; ich weiß es nicht!“

„In dem heiligen Wald? Und wenn die Weihhauswärter uns überraschen?

„Bis in den heiligen Wald werdet Ihr nicht gehen, Herr. — Meine Sendung ist vollbracht; gebt mir nun Urlaub, Euch zu verlassen.“

„Wer bist Du denn, der Du so sehr von den Absichten meiner Nichte Lutgardis unterrichtet bist?“ fragte Siegebald.

„Ihr werdet es binnen wenigen Tagen erfahren“, antwortete der Wehrmann, „indem ich morgen schon Dienst in des Königs Leibwache nehmen muß.“

„Man wird Dich nicht annehmen.“

„Ihr werdet mir dazu verhelfen, Herr Hausgraf. —

Bis dahin, lebt wohl und bleibt Eurem Versprechen treu; Ihr werdet Ursache haben, Euch zu freuen über das Glück, das man Euch verkündigen wird."

Siegebald sah erstaunt dem Wehrmann nach, bis er hinter dem Thürvorhang verschwunden war.

Den ganzen Tag blieb der Hausgraf beklommen und bemühte sich vergebens, zu errathen, was Lutgardis ihm zu sagen haben möchte. Sein Leben schwebte in Gefahr? Sollte Jemand das Geheimniß seiner Mitwirkung zur Vergiftung der Königin entdeckt haben? Aber dann hätte ihn Lutgardis allein zu einer eiligen Flucht ermuntert. Der Wehrmann hatte gesagt, daß er sich über ein außerordentliches Glück freuen würde? Was konnte das bedeuten?

Nach vielen zweifelhaften Erwägungen gelangte er jedesmal zu der Ueberzeugung, daß alle Worte des Wehrmanns nur List waren, um ihn zu der unseligen Zusammenkunft zu zwingen. Siegebald kannte seine Nichte hinlänglich, um zu wissen, daß Rache, Rache allein der Zweck ihrer geheimen Ankunft sein mußte. Aber gegen wen sollte sie diesmal ihre Anschläge richten? Gegen den König? Es war unwahrscheinlich. Gegen die Königin oder gegen Aurelianus? — Mit mehr Grund glaubte er jedoch versichert sein zu können, daß es den Kindern des Königs gelten würde.

Mehr als einmal hatte Siegebald in seinen ängstlichen Betrachtungen beschlossen, nicht zur Zusammenkunft zu gehen; doch jedesmal tönten ihm auf's Neue die drohenden Worte des Wehrmanns in den Ohren und in peinlicher Rathlosigkeit und mit einer zunehmenden Beklommenheit sah er die Sonne untergehen und endlich die Stadt in undurchdringliches Dunkel sich hüllen.

Selbst noch kurze Zeit vor der bestimmten Stunde hatte er seine Oberkleider bereits abgelegt und gedachte zu Bette zu gehen; aber ein Schauder überlief ihn, indem sein Mund gegen seinen Willen die schreckliche Drohung von Lutgardis wiederholte.

Mit furchtsamer Eile zog er seine Kleider an und stieß das Schwert in's Gehenk, indem er mit trübem Tone seufzte:

„Kein Mittel, um diesem Loos zu entfliehen: ich muß

gehen; aber bei allen Asen und Asinnen, zu neuen Anschlägen werd' ich mich nicht verleiten lassen. Schon einmal hat mein Kopf auf meinen Schultern gewackelt . . ., Es ist genug, ich wag' es nicht wieder . . . Wie sonderbar doch! ich, der ich so oft des Nachts die Runde machen muß, um den Dienst der Wachen zu untersuchen, ich bebe jetzt und fürchte, daß Jemand mich sehen wird."

Mit leisem Tritt, wie ein Nachtdieb, verließ er sein Zimmer und stieg die Treppen herab. Er stellte sich, als ginge er langsam und gleichgültig durch den Gang zum Thor, und sagte mit gewöhnlichem Ton, doch mit zitternder Stimme zur Schildwache, die das Thor für ihn öffnete:

„Es ist drückend heiß; ich bin sicher, daß ich viele Wachen schlafen finden werde."

„Es ist nicht gut, jetzt auszugehen, Herr Hausgraf", bemerkte die Schildwache, „es steht ein Ungewitter am Himmel."

„Man wird mich in diesem Augenblick am Wenigsten erwarten", antwortete Siegebald, indem er auf's Forum schritt und in der Finsterniß vorwärts eilte.

Die Straßen der Stadt waren einsam und verlassen; kein einziger Laut unterbrach die furchtbare Stille. Der Himmel mußte mit schwarzen Wolken überzogen sein; denn es war so dunkel, daß Siegebald mit ausgestreckten Händen gehen mußte, um sich nicht gegen ein oder das andere Hinderniß zu stoßen.

Nachdem er mit verstellter Genauigkeit die Wache am Durocorter Thore untersucht und alle Wehrmänner gezählt hatte, ließ er sich das Thor aufschließen. — Das bloße Schwert sich auf die Schulter legend, schritt er vorwärts.

Je mehr er sich von der Stadt entfernte, desto mehr wurde sein Herz von geheimnißvoller Beklemmung eingenommen; und jetzt erst übersah er mit schrecklicher Klarheit die ganze Gefahr des Schritts, wozu man ihn gezwungen hatte. Er meinte schon das Schwert des Königs über seinem Haupte blitzen zu sehen, und zitterte, indem er unsichern Schritts durch die dichte Finsterniß fortwankte.

Allmälig begann auch noch ein anderer Schreck seine Seele zu erfüllen. Mitternacht nahte; die Stunde, wo die

Schwarz-Elfen und bösen Geister umgehen, um Plagen auf die Menschen zu legen! . . .

Von Zeit zu Zeit rauschte ein leiser Wind durch die Blätter. Bisweilen glaubte er, von Spionen gefolgt zu sein; doch aus Furcht vor Lutgardis Befehlen und Drohungen wagte er nicht den Kopf umzuwenden und beschleunigte nur seinen Gang durch das Dunkel.

Er konnte eine halbe Stunde weit gegangen sein; noch einige Schritte und er sollte einem den Franken geheiligten, aber darum auch gefürchteten Orte nahen.

Da ungefähr stand eine riesengroße Eiche, woran die Blutmänner einige sinnbildliche Zeichen befestigt und sie dadurch zu einem Weihbaum gemacht hatten.

Siegebald konnte mit Mühe am Himmel die ausgestreckte Krone des Baumes gleich einem noch schwärzeren Fleck als die Finsterniß selbst unterscheiden.

Er nahte diesem Orte mit aufgeregtem Gemüth und vor Entsetzen bebend, bis plötzlich ein Angstseufzer seinem Busen entfuhr. — Am Fuße des Baumes hatte er unerwartet etwas sich rühren gesehen, etwas Unerkennbares; doch er hatte ganz deutlich gesehen, daß es lebte.

Das Schwert in beiden Händen zur Vertheidigung bereit haltend, blieb er eine Weile erschrocken stehn und hielt das Auge starr auf den Fuß des Baumes gerichtet, bis ein neuer und ängstlicherer Laut aus seiner Brust stieg und durch das Dunkel erklang . . . . Eine Hand hatte unerwartet die Seine angerührt und ergriffen.

„Siegebald!“ flüsterte eine Frauenstimme.

„Wer bist Du?“ rief der Hausgraf zitternd.

„Erkenne mich. Ich bin Deine Nichte.“

„Lutgardis! — Steigst Du aus der Erde?“

„Wer weiß es? Es muß Dir gleichgültig sein, wie eine Alraune durch die Luft fährt!“

„Alraune! Du, eine Alraune?“ murmelte der Hausgraf, indem er seine Hand aus der Ihrigen zog.

„Laß die kindische Furcht“, sprach sie. „Wer zur Ehre der Asen thätig ist, darf nicht erschrecken. Komm, folge mir; die Zeit ist kostbar, diese Nacht noch wird der mächtige Thor die Wolken mit seinem Hammer geißeln . . .“

Sie ergriff auf's Neue Siegebald's Hand und zog ihn eine Strecke weiter zurück auf die Straße. Dann verließ sie die Hauptstraße und betrat einen Fußpfad, bis sie die ersten Bäume eines Dickichts erreichte, und ihren Begleiter zwang durch Gebüsch und Brombeersträuche zu dringen.

Bis jetzt hatte sich Siegebald gutwillig leiten lassen. Als er sich aber empfindlich an einen Baumstamm gestoßen hatte, fragte er ängstlich:

„Aber, Nichte, sprich, um Wodan's Willen, wohin führst Du mich?"

„Schweig', schweig', flüsterte Lutgardis, „noch einige Schritte und wir sind im Schooß des Waldes. Ich habe diesen Platz zu unsrer Zusammenkunft ausgewählt und bereitet."

„Weilst Du denn schon lange Zeit bei Suessionum?"

„Schon vier Tage."

„Verwegene! Man wird dich überraschen, dich fangen. — Wo verweilst Du denn des Tags?"

Lutgardis antwortete nicht auf seine Frage. Sie stand mit ihm still und sagte:

„Hier liegt ein Baum, der durch den Wind ausgerissen ist. Setz' dich nieder und höre zu."

Sie setzte sich neben den Hausgrafen auf den Baum und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Bevor ich Dir von wichtigeren Dingen spreche, werde ich Dir sagen, was ich seit der Heirath der Schwarzhaarigen gelitten habe. Nach der mißglückten Vergiftung bin ich zu meinem Bruder zurückgekehrt und hab' einen Theil gemünztes Geld in einem ledernen Gürtel mir um den Leib geschlungen. Dann bin ich schnell weiter gegangen, denn ich wagte nicht länger bei meinem Bruder zu bleiben. Der ihm von Chlodwig beigebrachte Schlag hat ihn geschwächt und hinfällig gemacht; er ist unfähig, sich selbst oder mich zu vertheidigen. Ich erwartete, daß Chlodwig mich verfolgen lassen würde und bald vernahm ich, daß ich mich nicht getäuscht hatte. Ich habe mich in den Wäldern verborgen, habe mich wie ein gejagtes Wild von einem Gau in den andern geflüchtet, Hunger und Elend gelitten — indem ich nichts behielt, um meine Kräfte und meinen

Muth aufrecht zu erhalten, als meinen brennenden Rachedurst. Endlich von allen Seiten aufgespürt und umringt — selbst in den Gauen der Ripuaren, — bin ich des Nachts auf einigen aneinander befestigten Baumstämmen mit großer Lebensgefahr über den Rheinstrom gefahren. Nach vielen Irrfahrten habe ich auf dem Gebiet der Allemannen einen Zufluchtsort gefunden. Eine Wahrsagerin, eine Alraune hat mich aufgenommen; sie hat mich in die schrecklichsten Geheimnisse eingeweiht .... Ich habe als Priesterin unter den Allemannen die Saat meiner Rache gesät; und ich gedachte mein großes Werk fortzusetzen, bis daß diese Saat gereift wäre. — Aber da höre ich auf einmal in meinem einsamen Weihhaus die abscheuliche Nachricht, daß die Schwarzhaarige dem König der Franken zwei Kinder geschenkt habe und daß die Erben des neuen Throns zur christlichen Taufe bestimmt seien. Ich konnte zuerst an eine so schändliche Feigheit nicht glauben; aber als ich es durch getreue Boten, die ich nach Suessionum geschickt hatte, bestätigen hörte, da kannte meine Wuth, mein Haß, meine verzweifelnde Raserei keine Grenzen mehr. — Du siehst es, Siegebald, ich habe dem Tode getrotzt, ich bin meinen Blutfeinden genaht. — Warum meinst Du, daß ich mich zu dieser Reise entschloß?"

„Man sagte mir heute, daß Du allein zu meinem Besten gekommen wärest; um mich aus einer drohenden Gefahr zu retten, um mir von einem großen Glücke zu sagen, das meiner wartet", stammelte Siegebald ängstlich.

„Possen", lachte Lutgardis, „ich bin gekommen, um die Feinde unserer Asen zu verschlingen."

Ein schwaches Licht verbreitete sich plötzlich durch die Luft.

„Sage deutlich, Lutgardis, was Du von mir verlangst", bat Siegebald. „Ich bekenne, daß wir Gründe zur Rachsucht haben; aber wir allein können doch den schlimmen Gang der Dinge nicht ändern. Beeile dich, es wird ein Unwetter kommen; die Asen sind erzürnt über unsre nächtliche Zusammenkunft ..."

„Deine Schlaffheit ist's, die sie erzürnt!" entgegnete Lutgardis. „Kümmre Dich nicht darum; das Unwetter ist noch fern; der Schein, der hinter den Wolken hervorsprüht,

ist nur Wetterleuchten. Doch, wie dem auch sei, und spaltete der mächtige Thor Wolken und Erdreich mit seinem Hammer, Du sollst bleiben und mich bis zu Ende hören... Wie? Du bist Mann und Dir brennt nicht die Rachsucht verzehrend im Busen? Du bebst vor dem Grimm der Asen und läßt sie so schändlich verhöhnen? Du wähnst, ein freier Wehrmann, ein Edelmann zu sein und läßt Sclaven den Thron besteigen, den Du mit Deinem Blute gegründet hast? Du beugst Dich vor Unfreien und läßt Dich erniedrigen und zertreten von einem kriechenden Römer, von dem weibischen Aurelianus? Du läßt eine Christin, eine schwarzhaarige Verführerin triumphirend an der Seite Deines Königs sitzen und von Oben auf das Heldengeschlecht herniedersehen? . . . Hat Wodan, aus Rache über Deine schändliche Furchtsamkeit, Dich mit Blindheit geschlagen, daß Du nicht merkst, wo dies Alles endigen muß? . . . Es wird ein Tag kommen, wo Eure Asen keine Weihtafeln mehr haben werden, wo kein einziger Weihbaum an sie noch erinnern wird; ein Tag, wo Ihr weder König, noch Eigenthum, noch Freiheit mehr besitzen werdet; ein Tag, wo Eure Kinder, als verachtete Sclaven, zu den Füßen der Christen im Schlamme der Dienstbarkeit kriechen werden! Hört die Stimmen aller Gauen von Belgien, Ripuarien und Allemannien: — sie rufen den Fluch der Asen über Euch, entehrte Salier; sie klagen dem entrüsteten Glanzheim, daß Ihr schnöde, feige und verächtliche Memmen seid."

Siegebald hatte mit furchtsamer Ungeduld zugehorcht; je mehr sich Lutgardis bemühte, die Rachsucht in ihm zu erwecken, desto höher stieg die Angst, die ihn ergriff in der Erwartung der gefahrvollen Hülfe, welche sie von ihm verlangen würde.

„Ich will nicht sagen, daß Du Unrecht hast", murmelte er. „Aber, liebe Nichte, was kann ich allein dagegen thun? Ich habe früher immer bewiesen, daß ich nicht zurückbebe vor einer gerechten Rache . . . Da blitzt es schon wieder! — Steh' von deinem Plane ab, Lutgardis; laß uns einen günstigeren Augenblick abwarten; ich selbst werde dich benachrichtigen, wenn er endlich erscheint . . . . Führe mich doch aus diesem Gebüsch."

Ein düsterer Laut des Spotts und der Verachtung stieg aus Lutgardis Brust.

„Ich sollte über den Rhein gekommen sein; ich sollte mein Haupt so dicht neben dem mächtigen Schwert niedergelegt haben, das nach meinem Blute dürstet, um mich mit so einer Antwort betrügen zu lassen . . . Sieh beim nächsten Blitz auf mein Gesicht, Siegebald; Du sollst sehen, wie der Haß, der Neid, der Hunger nach Rache mir das Fleisch von den Wangen weggezehrt haben, wie das Feuer meines Busens in meine Augen hinaufgestiegen ist, wie sich mir die Lippen zu einem immerwährenden Grinsen verzerrt haben . . . Und dann, Siegebald, wirst Du ermessen, daß Du von hier nicht fortgehen kannst, bis ich meinen Zweck erreicht habe."

„Aber, um der Asen willen", stammelte Siegebald, „sag' denn doch endlich, was Du von mir verlangst."

„Wohlan, da Dein Herz kalt ist und bewegungslos wie ein Eisklumpen, so wird auch mein Wort kalt und gefühllos sein. Das Blut der Franken hat sich mit dem Blut der Christen vermischt; aus dieser unnatürlichen Verbindung sind zwei Schlangen entsprungen, Schlangen, die bestimmt sind, ihr Gift gegen Glanzheim aufzuschleudern und das Geschlecht ihres Vaters zu verschlingen . . . Ließe man die Nattern ungehindert wachsen, sie würden vielleicht unüberwindlich werden, — jetzt sind sie noch jung . . . . verstehst Du mich, Siegebald?"

„Du sprichst von des Königs Kindern?"

„Von den Christenschlangen, von den Kindern der Schwarzhaarigen."

„Aber was willst Du gegen sie?"

Lutgardis legte ihren Mund an Siegebald's Ohr und sagte mit heiserm Ton:

„Sie müssen sterben, bevor sie ihrem Nest entschlüpfen."

„Sterben?" murmelte der Hausgraf, indem er voll Angst und Schauder seinen Kopf zurückzog.

„Sterben!" wiederholte Lutgardis.

„Und Du willst mich mit diesem Doppelmord beauftragen?"

„Nein, zum Gelingen eines solchen Unternehmens bedarf es des Hasses und des Muthes einer Frau."

„Deine Hülfe allein verlang' ich, Deine geheime Hülfe. Du mußt mir Eingang in des Königs Palast verschaffen, mich in Deinem Zimmer verborgen halten, und es mir möglich machen, im Schooß der Nacht den Kindern zu nahen, wo sie schlafen . . ."

„Bei allen Nornen, das werd' ich nicht thun!" rief Siegebald, vom Baum aufstehend. „Ist irgendwo eine Schlange aus der Franken Blut geboren, so bist Du es, die Du mich mit feiger List hierher lockst, um mein Haupt zum Spielball Deines verzehrenden Zornes zu gebrauchen."

Lutgardis ergriff ihn bei der Hand und zog ihn zurück auf den Baum.

„Ah, vergebens, vergebens!" rief sie. „Du wirst helfen, sag' ich Dir!"

Durch diese Gewalt tief verletzt, entbrannte Siegebald plötzlich vor Wuth; er stieß Lutgardis zurück, sprang auf, und im Dunkel nach seinem Schwerte greifend schrie er mit vor Zorn zitternder Stimme:

„Zurück! Weg von mir, böse Alraune, Du, die Du Mord anstiften willst, Du meinst, daß mein Schwert nicht mächtig genug sei, mich von Deiner Verführung zu befreien, um das Geheimniß, durch welches Du über mich herrschest, mit deinem Blute auf ewig in die Finsterniß zu versenken? . . .

„Der feige ist, um Christen zu erschlagen, hat Muth genug, um das Blut seiner wehrlosen Nichte zu vergießen!" spottete Lutgardis. „O, ich schäme mich, daß ich mit dir verwandt bin."

„Reize mich nicht, um Wodan's willen!" rief Siegebald. „Fordere mich nicht heraus durch Deinen Spott, oder ich spalte dir das Haupt!"

„Ah, ah", lachte Lutgardis, „was ist mir das Leben? Warte, bis ein Blitz den Wald erhellt, sonst möchte Dein Schwert mich schwerlich in der Finsterniß treffen . . . . . Schlag' zu, tödte mich! . . . Morgen werd ich aus der Walhalla niederfahren, um Dir in Hellias Höhle Deine

schnöde Feigheit zu verweisen; denn auch Du wirst zu Wodan gefahren sein . . ."

„Was willst Du sagen?" fragte Siegebald beklommen.

„Hältst Du mich für ein unvorsichtiges Kind?" spöttelte Lutgardis. „Ich habe mich gewaffnet gegen das, was hier geschieht, und das Geheimniß, woran Dein Leben hängt, zwei mir bis in den Tod ergebenen Männern anvertraut. Wenn mir diese Nacht was Böses widerfährt, der König wird morgen erfahren, durch wen die Königin vergiftet wurde . . . Verlaß mich nun, weigere mir Deine Hülfe; aber bereite Dich zu einem schmählichen Tode; der morgende Tag ist der letzte, an dem Dir das feige Herz im Busen schlagen wird."

Siegebald blieb eine lange Weile zitternd und sprachlos, dann nahte er wieder dem Baum und sagte mit tiefer Muthlosigkeit:

„Komm her, Nichte, ich unterwerfe mich Deinem Willen."

Und als sie sich auf's Neue neben ihn niedergesetzt hatte, ergriff er ihre Hand und bat:

„Liebe Nichte, ich will Dir gehorchen und Dir helfen; aber ich bitte Dich, schone mich und bringe mich nicht rücksichtslos in Lebensgefahr."

„Ich werde Dein Leben schonen, Siegebald", antwortete sie, „es ist mir theuer, weil es mir nothwendig ist zu einer vollständigen Rache . . . Horche, wir müssen uns beeilen; das Unwetter naht; das Laub der Bäume rauscht schon . . . Du kennst den Wehrmann, der Dir meine Botschaft brachte? Diesen sollst Du morgen in des Königs Leibwache aufnehmen; er ist treu, listig und unerschrocken. Von ihm wirst Du erfahren, was gethan werden muß; Du wirst ihn mit Allem beauftragen, was Du sonst selbst würdest verrichten müssen. So wird Deine Mitwirkung immer geheim bleiben . . . Binnen wenigen Tagen werden die Kinder von der Erde weggerafft sein; das Grab wird der Franken Schande verschlingen . . . Dann kommt die Reihe an die Schwarzhaarige, die Reihe an den Römer."

„Unmöglich", murmelte Siegebald. „Wie hoffst Du sie jemals treffen zu können?"

„Mit Gift."

„Schon wieder Vergiftung?"

„Es ist eine Vergiftung, die Du nicht kennst; langsam aber unfehlbar wie der Tod selbst . . . Findest Du nicht, Siegebald, daß die genaue Freundschaft, die innige Neigung, welche so sichtbar zwischen der Königin und Aurelianus besteht, eine Schande für den König ist? Wer weiß, ob da nicht Unehrliches unter dieser Gemeinschaft verborgen liegt? — Das sind die Gedanken, welche man mit vorsichtigem Zweifel unter dem Heere ausstreuen muß; sie werden von da wohl in des Königs Gemüth hinaufsteigen. Die Bahn, auf welcher der Verdacht in Chlodwig's Herz schleichen muß, ist berechnet und vorgezeichnet. Glaube nicht, daß wir allein sind bei dem großen Werk; mächtige Leute helfen uns."

„Aber wozu soll diese Verläumdung uns führen?"

„Ihr sollt es sehn. Chlodwig selbst muß die Königin und den Römer tödten . . ."

Ein heftiger Blitzstrahl fuhr durch den Wald und überraschte Lutgardis so sehr, daß ihr das Wort im Munde erstarb.

Sie stand auf und sagte:

„Komm, Siegebald, ich werde Dich aus dem Walde führen."

Indem sie zwischen den Bäumen und Sträuchern mit ihrem Gefährten durchdrang, fuhr sie fort:

„Noch andere Gefahren habe ich unsren Feinden bereitet. Die Allemannen sind damit beschäftigt, einen mächtigen Bund zu schließen; wenn es ihnen nach Wunsch glückt — und es wird, es muß glücken — dann werden sie alle germanischen Völker aufrufen, gegen das neue Frankreich zu ziehen und unsre Asen an den Christen zu rächen. — Es wird ein Volkssturm sein, so entsetzlich, daß das Abendland unter seinen Spuren beben wird... Und, da Du nun endlich zustimmst mir zu helfen, und zeigen willst, daß Du Mann bist, werde ich Dir sagen, welches Glück ich Dir anzukündigen hatte . . . Siegebald, wenn Du einmal ein mächtiger Herzog würdest?"

„Ich Herzog?" rief Siegebald überrascht aus. „Wie wäre das möglich?"

„Komm, laß uns eilen . . . Mein Bruder hegt die-

selbe Rachsucht als wir. Er ist kränklich und kraftlos; er hat mich eingesetzt als Erbin aller seiner Höfe und ausgedehnten Ländereien, seines Schatzes und aller seiner Rechte. Wenn es uns gelingt, so wird der Mann, der mein Ehegenosse wird, dies Alles besitzen; und schon zum Voraus haben wir uns dessen versichert, daß er durch die Wehrmannen zum Herzog von Kameryk wird gewählt werden."

„Aber, wie kann dies Alles auf mich Bezug haben?"

„Und wenn ich Dir, Siegebald, meine Hand und mein Erbtheil anböte, würdest Du mir sie weigern?"

„Du meine Braut? Ich sollte Herzog werden können?"

„Es ist mein inniger Wunsch."

„Herzog! Ha! verfüge über mich; ich bin zu Allem bereit . . ."

Ueber die Wipfel der Bäume fuhr in diesem Augenblick ein Windstoß.

„Es ist der Vorbote des Gewitters. Ich höre das nahende Rollen des Donners in der Ferne", sagte Siegebald ängstlich.

Lutgardis beschleunigte ihre Schritte und führte, immer sprechend, ihren Gefährten auf dem Fußwege fort. Die Blitze folgten schneller aufeinander, die Stimme des Donners wurde immer stärker und bald begannen Regentropfen anzuzeigen, daß die Wetterwolke bis über die Häupter der nächtlichen Wanderer gestiegen war.

Als sie die große Straße nach Sueſſionum erreicht hatten, sagte Lutgardis:

„Nun, Siegebald, wir werden einander noch mehr als einmal wiedersehn und über die Zukunft berathen. Sei vorsichtig, schlau und fürchte nichts; die Asen sind mit uns. Lebe wohl, der Wehrmann wird dir das Uebrige erklären."

„Aber wo wirst Du bleiben, Nichte? Du willst mich verlassen? Kehrst Du zurück in den Busch? In solch' schrecklichem Wetter?"

„Bekümmere Dich nicht um mich; ich werde auf einem sanften Bette unter dem Dache treuer Freunde schlafen . . . Gute Nacht; da bricht der Sturm los."

Ein mächtiger Orkan heulte aus der Ferne; man fühlte seinen Athem noch nicht; das Laub der Bäume bewegte

sich wenig, es zitterte blos, wie befangen von Angst vor der nahenden Geißel . . . aber am Himmel, in der dunklen Weite tobte ein dumpfes Getöse, etwas wie ein unerklärliches Seufzen, das aus dem bebenden Erdreich aufgestiegen wäre.

Unmittelbar darauf jedoch entfaltete sich das fortgepeitschte Wolkengebirge. Das Geheul des Windes vermischte sich mit den rasselnden Donnerschlägen, glühende Feuerschlangen durchzuckten die Luft, Bäume wurden bis auf die Erde gebogen und brachen mit entsetzlichem Gekrach; Hagel und Regen in wüthenden Strömen durcheinander gemischt geißelten schmetternd den erschütterten Erdboden.

Lutgardis eilte in vollem Lauf durch den Sturm auf dem Wege nach Durocort. Wenn der Blitz ihre Bahn erhellte, schien sie selbst der Geist des Ungewitters zu sein und aus dem Schooß der Feuergluth über den Orkan zu gebieten.

Sie war gleichwohl ganz entstellt durch Angst; denn dergestalt wüthete das Unwetter um sie her, daß sie bebte bei dem schrecklichen Gedanken, daß der mächtige Thor sie verfolgte und sie zur Strafe für ihre bösen Pläne mit seinem Hammer zerschmettern würde . . .

Ganz durchnäßt vom Regen, im Gesicht durch den Hagel verwundet, geblendet von dem Blitz, flüchtete sie mit aufgehobenen Händen aus aller Kraft vorwärts, bis sie den heiligen Wald erreicht hatte.

Hier sank sie, abgemattet und keuchend, am Fuße des ersten Weihbaums nieder, und, die Hände in die Höhe streckend, rief sie aus:

„O, Thor, Du mächtig unter allen Asen und Asinnen, Erbarmen! Laß mich leben, laß mich leben, bis Dein Name gerochen ist!“

Aber ein sich schlängelnder Blitz fuhr aus der Höhe des Himmels hernieder und umgab Lutgardis mit einem blendenden Lichtstrom; ein entsetzliches Gekrach erdröhnte zwischen dem Geschmetter des Donners, der Gipfel des Baumes stürzte nieder und erschütterte den Boden, daß der ganze Wald davon erzitterte . . .“

Lutgardis sprang mit einem schrecklichen Angstschrei vom

Boden auf und flog wie sinnlos vorwärts. Schlängelnde Blitze verfolgten sie und warfen große Feuerballen vor ihre Füße; der Hagel fiel in Eisklumpen nieder und schlug ihr Wunden an Gesicht und Händen, der Sturmwind wirbelte wüthend um sie her; sie stürzte nieder in das plätschernde Wasser, richtete sich auf, watete durch die Pfützen, jammerte vor Angst und Schmerz ... und gelangte endlich erschöpft, hoffnungslos und dem Tode nah an die Wohnung der Blutmänner.

Sie klopfte mit den Händen an die Thüre des Weihhauses und rief:

„Oeffnet, öffnet! Ich bin es, die Alraune!"

Und ohnmächtig zur Erde sinkend erhob sie die Faust und schrie zum Himmel auf:

„Und doch, und doch werd' ich mich rächen!"

XIV.

Es war schon spät am Abend. — Chlotilde, die Königin saß unter einigen Frauen in einem oberen Saal des Königlichen Palastes.

Dieses Zimmer war auf's Allerprächtigste nach Römischer Weise verziert; man sah da Wandteppiche von reichen Stoffen aus dem Orient, kunstvoll gearbeitete Stühle und dreieckige Tische, auf welchen vielerlei silberne Gefäße und anderes kleines Hausgeräth blinkte. — Vier Lampen von glänzendem Metall hingen herab von der Decke und erhellten den Saal mit sanftem Schein.

Die Königin hielt in jedem Arm ein Kind und ließ lachend, sprechend und spielend ihr Auge von dem einen Knäbchen zum andern gleiten, als ob diese schon etwas von ihren Liebkosungen verstehen könnten.

Einige Frauen saßen um die Königin mit dem stillen Lächeln der Bewunderung auf dem Gesicht; Andere waren damit beschäftigt, in einer silbernen Schale einen Trank über der Lampe zu wärmen. Alle jedoch wechselten sprechend ihre Blicke über die Haltung der Mutter, die in der Fülle der Mutterliebe ihre Kinder feurig küßte und ihnen mit lauter Stimme erzählte von Gott, von Chlodwig, von Zukunft und von Ruhm . . .

Obwohl die abzehrende Krankheit noch einige Spuren auf dem Gesichte der Königin zurückgelassen hatte, konnte man doch mit Sicherheit vorhersagen, daß ihre Gesundheit ganz zurückgekehrt war. Hatten ihre Wangen sich noch nicht ganz wieder gerundet, so war doch die bleiche Farbe

davon verschwunden, um einem frischen Rosenroth Platz zu machen. Ihre Augen leuchteten von Lebenslust und in ihrem beständigen Lächeln war etwas unaussprechlich Süßes, etwas von Glück und Herzensseligkeit Ueberströmendes.

Die Kinder, obschon erst einige Wochen alt, schienen schon viele Monate gelebt zu haben, so groß und stark waren sie. Sie blühten und strahlten von Gesundheit und glichen einander so sehr, daß man sie mit Mühe von einander hätte unterscheiden können, wenn nicht ein einziger merklicher Unterschied zwischen ihnen bestanden hätte. Beide waren mit Haaren auf die Welt gekommen, die für Neugeborne als ungemein lang gelten konnten; aber dies Haar war bei dem Einen gelblich wie bleiches Gold, bei dem Andern im Gegentheil schwarz oder wenigstens dunkelbraun.

Das schwarze Knäblein hieß Ingomar, das blonde Chlodomar.

Eine der Frauen, die minder prächtig als die Andern gekleidet war, nahte mit der silbernen Schale der Königin und reichte ihr ein goldenes Löffelchen hin.

„Ach, es ist wahr!“ seufzte die fürstliche Mutter, „ich liebe sie so heftig, die Engelchen, daß ich sie Hunger leiden lassen würde.“

Sie sah auf die Frauen hin, als wollte sie Jemand rufen, um eins der Kinder zu halten. Alle sprangen auf und streckten verlangend die Arme aus; doch die Jüngste war ihnen zuvor gekommen und hatte schon eins der Kinder erfaßt.

„Aber Maria“, sprach die Königin verweisend, „Ingomar mußt Du nicht nehmen; ich hab' es nicht gern, daß du Chlodomar weniger zu lieben scheinst.“

Aber das junge Mädchen war schon mit dem kleinen Ingomar weiter in den Saal hineingelaufen, wohin ihr die Meisten ihrer Gefährtinnen folgten. Alle standen um sie herum und betrachteten das Kind in der Nähe unter allerlei bewundernden Ausrufungen über seine Schönheit. Sie faßten es mit den Fingern an Kinn und Wange an, und spielten und scherzten mit dem unschuldigen Knäblein, das noch nichts davon verstand.

Als die erste Leidenschaft der Liebkosung sich gelegt

hatte, sagte eine der älteren Frauen zu derjenigen, die das Kind im Arme hielt:

„Du thust nicht wohl daran, Maria, daß Du so offen Deine Vorliebe für Ingomar zeigst. Wüßte es der König, sei sicher, er wäre darüber erzürnt."

„Du hast vielleicht Recht, Helena", antwortete die Andere mit gedämpfter Stimme; „aber sieh nur auch einmal dies liebe Engelchen an mit seinem dunkeln Auge und seinem schwarzen Haar. Was wird das für ein kühner Christenkönig werden! Chlodomar ist auch wohl unsäglich schön; aber er hat Augen und Haare wie ein Heide. Ich kann mir nicht helfen; das Gefühl ist stärker als meine Vernunft."

„Gnädige Fürstin", sagte Helena zu Chlotilde, indem sie auf die Thüre wies, „da höre ich unsern Herrn König durch den Gang zu Euch kommen."

„Verabschiedet Euch denn und begebt Euch zur Ruhe, nachdem Ihr den König gegrüßt habt", befahl Chlotilde, indem sie Maria mit dem Finger winkte.

Die Jungfrau nahte mit dem kleinen Ingomar, drückte ihm noch einen zärtlichen Kuß auf die Stirn und setzte das Kind zurück auf den Schooß seiner Mutter.

Chlodwig trat, von Aurelianus begleitet, in den Saal; die Frauen verschwanden grüßend im Gang. Eine einzige blieb bei der Königin mit der silbernen Schale in der Hand stehen; sie war wahrscheinlich eine Dienstmagd, denn in ihren Gebehrden und auf ihrem Gesichte herrschte beständig die eingezogene Ruhe der Ergebenheit.

Als der König einen Schritt in den Saal gethan hatte, erschien ein heller Ausdruck liebreicher Bewunderung auf seinem Gesicht; seine Augen glänzten vor Freude und er blieb ergriffen stehen, während er den Blick mit süßem Lächeln auf seine Ehegenossin gerichtet hielt.

Was für ein entzückendes Schauspiel war es doch, die schöne Königin da sitzen zu sehen mit einem Kind auf jedem Arm und mit dem Glanz der Freude und Begeisterung auf dem Gesicht! Fürwahr, mehr als einmal hatte sie, auf dem königlichen Thron sitzend, Jedermann ergriffen durch die holdselige Majestät und die bezaubernde Anmuth ihrer Gesichtszüge; aber herrlicher als der Thron war für sie

der mütterliche Stuhl und schöner als der Herrscherstab der doppelte Scepter der Zukunft, den sie jetzt in ihren Armen hielt!

Aurelianus blickte dankbar gen Himmel und schien mit gefaltenen Händen Gott für seine Gnade zu danken.

Mit langsamem Schritt nahete Chlodwig seiner Gemahlin, legte ihr den Arm um den Hals und sagte:

„Vielgeliebte, Dich so zu sehen, würde allein mich glücklich machen, und kehrte sich die ganze Welt gegen mich . . ."

Er nahm einen Stuhl und setzte sich neben die Königin, indem er zu derselben Zeit Aurelianus mit der Hand nöthigte, sich gleichfalls niederzulassen.

„Komm, gib mir Ingomar", sprach er, „Du bist zu überladen und kannst Dich nicht rühren."

Als er das Kind in den Arm genommen hatte, flüsterte Chlotilde:

„Es ist nicht recht von Dir, Chlodwig, daß Du immer Ingomar haben willst. Warum das? Ist es, weil er weniger schreit?"

„O nein!"

„Weil er schwarzes Haar hat?"

Der König legte den Arm noch einmal um ihren Hals und sagte ihr leise in's Ohr:

„Weil er dir gleicht, Chlotilde."

„Wenn Du das meinst, täuschest Du Dich sicher", rief die Königin lachend. „Ingomar gleicht im Gegentheil Dir."

„Mein Haar ist doch nicht braun?"

„Ja, aber die Züge, das Gesicht! Besieh seine erhabene Stirn, seine großen Augen, seine offenen Nasenlöcher."

„Dies Alles hat doch Chlodomar auch?"

„Nun lege die Frage dem Aurelianus vor, der wird wohl bezeugen, daß ich die Wahrheit sage."

„Die Entscheidung ist schwer", antwortete der Römer. „Der gute Gott hat Alles so vollkommen gefügt, daß ich Euch Beiden Recht geben muß. Ingomar oder Chlodomar, — der eine sowohl als der andere — sind die wahren

Ebenbilder ihres Vaters; Niemand kann es verkennen, die Aehnlichkeit ist zu augenscheinlich. Gleichwohl ist in Jedem auch etwas von ihrer Mutter; und hat Chlodomar in der That etwas mehr von Euch, so verliert er wieder an Aehnlichkeit durch die Farbe seiner Haare."

„Wohl gesprochen, Aurelianus!" lachte der König. „Du bist ein weiser Schiedsrichter; so bleibt der Streit unentschieden."

Der Römer benutzte diese gute Stimmung und streckte die Arme aus, um sich das andere Kind auszubitten.

„Darf ich wohl Chlodomar tragen?" fragte er.

„Also ich, die ich ihre Mutter bin, ich werde beraubt und bestohlen", lachte die Königin, indem sie das Kind dem Aurelianus gab.

„Du hältst sie ja doch ganze Tage auf dem Schooß", sagte der König, „ruhe nun auch ein wenig . . ."

Aurelianus war mit dem kleinen Chlodomar von seinem Stuhl aufgestanden und damit weiter in den Saal hineingeschritten. Er schaukelte das Kind, er bewegte es tanzend auf dem Arm oder schaute ihm tief in die Augen, während er mit den Fingern seine Lippen anrührte, als wollte er es zum Sprechen bringen.

Der König hielt noch immer Ingomar auf den Knieen.

„Vorsichtig", rief die Königin ihm plötzlich zu, „Du hältst das Kind nicht fest und wirst es fallen lassen."

„Ich fürchte, daß ich ihm wehe thue."

„Ah, ah! Du sitzest da und rührst Dich nicht mehr als ein steinernes Bild. Ein Schwert kannst Du besser halten, Chlodwig."

„In der That, ich merk' es wohl; mir scheint das Kind wohl hundert Pfund schwer."

Auf einmal stieß der Römer einen sonderbaren Freudenschrei aus.

„Gott, Gott, was hab' ich gesehen!" rief er aus, indem er das Kind dichter unter den Schein der Lampe brachte.

Der König und die Königin sahen ihn betroffen an.

„Ach, er hat gelacht! Sieh, er lacht noch!" jauchzte heftig aufgeregt Aurelianus.

„Gelacht? Chlodomar hat gelacht!“ rief Chlotilde, während sie aus ihrem Sessel aufsprang, zu Aurelianus lief und ihm das Kind aus den Armen nahm.

„Wirklich, wirklich, sieh, sieh, es lacht!“

Sie sank auf ihren Sessel nieder und rief mit einer Stimme, die von großer Gemüthsbewegung zitterte:

„O, gelobt sei der Herr für das erste Lächeln meines Kindes!“

Der Römer war schnell zu dem andern Kinde gegangen, das auf des Königs Knieen ruhte; er schlug es leise mit dem Finger auf die Unterlippe und berührte kitzelnd seine Mundwinkel.

Chlodwig wußte nicht, was er vorhatte, und sah ihn verwundert an. Nach einer Weile bewegte das Kindchen seine Wangen und Chlodwig rief nun seinerseits mit Begeisterung aus:

„Da, da, Ingomar auch! Er lacht mich an!“

Es war für diese drei Personen eine so innige, so entzückende Freude und Seligkeit, daß die Begeisterung in ihren Augen glänzte. Ganz bewußtlos gaben sie sich der Freude hin, welche das erste Lächeln der unschuldigen Knäblein in ihren Busen gegossen hatte.

In Chlodwig und seiner Gemahlin war diese Aufregung natürlich; das väterliche, das mütterliche Gefühl ist innig genug, um selbst unter dem drückenden Gewicht der Königskrone seine volle Kraft zu bewahren.

Und Aurelianus, der Gute, hatte er sich nicht selbst verleugnet, um allein für seine Fürsten zu leben? Um keine andere Wünsche, kein ander Leiden, keine andere Freuden zu kennen, als die Ihrigen? Liebte er des Königs Kinder nicht mit der ganzen Kraft seiner sanften Seele?

Lange Zeit noch blieb die Königin bemüht, auf Chlodomar's Gesicht das entzückende Lächeln wieder zu erwecken; so that es auch Chlodwig mit Ingomar, doch es glückte weder ihnen noch Aurelianus zum zweiten Male. Ingomar war selbst in Folge der Aufregung in einen tiefen Schlummer versunken und schlief auf des Königs Schooße.

„Es wird spät“, bemerkte Chlotilde, „Ihr würdet wohl bis zum Morgen mit den Kindern spielen, wenn sie ihre

Augen noch offen hielten. Wir müssen doch einmal zu Bett gehn."

Sie wandte sich zu der Dienstmagd, die hinter ihr in einem fernen Winkel des Saals saß.

„Magdalena", gebot sie, „geh' und sieh, ob die Wiegen bereit sind und zünde die Nachtlampe drinnen an."

Die Magd stand auf, zündete eine Wachskerze an eine der Lampen an und verschwand in einer Seitenthür.

Unterdessen sah die Königin nach der Reihe ihre beiden Kinder mit einem besondern Blicke an, worin sich allmählig eine leichte Trauer mischte.

„Der Gedanke ist wohl tief, der Dir durch den Geist fährt", bemerkte Chlodwig. „Ich sollte rathen können, woran Du denkst?"

„Unmöglich."

„Die Zukunft Deiner Kinder bekümmert Dich."

„In der That! Ich fragte mich selbst, welcher von den beiden König werden wird, da sie gleichviel Recht zur Krone haben."

„Laß den Zweifel Deinen Geist nicht umwölken, Vielgeliebte", antwortete Chlodwig mit dem Feuer der Begeisterung in den Augen. „Mein Schwert wird die Streitfrage auflösen. Das Loos wird entscheiden, wer von Beiden über Frankreich herrschen soll, — für den Andern werde ich ein eben so schönes Königreich erobern. Und ich weiß schon, wo es liegt; seine Grenzen sind abgesteckt in meinem Geist. Mir ist die Botschaft zugegangen, daß Gondebald, Dein Oheim, Kriegsmacht sammelt . . . Wer weiß, ob eines Deiner Kinder nicht einmal über Dein eigenes Vaterland gebieten wird, Chlotilde!"

Die Dienstmagd kehrte in diesem Augenblick zur Königin zurück, und meldete ihr, daß Alles im Schlafzimmer bereit wäre.

Die Königin gab der Magd eins der Kinder in den Arm und folgte ihr, indem sie das andere selbst trug.

Noch eine Weile sprach Chlodwig mit dem Römer, bis die Dienstmagd zurückkehrte; dann wünschte er seinem treuen Aurelianus gute Nacht.

Der Römer verließ den Saal und verschwand hinter dem Vorhang der Thür, die auf den allgemeinen Gang hinausführte.

Unter dem großen Thor des Königlichen Palastes, links vom Säulengang, lag ein ziemlich großes Zimmer, das zum Wachtsaal bestimmt war.

Hier befanden sich wie gewöhnlich einige Wehrmannen, die am Eingange der Herrenwohnung wachen mußten.

Es war schon spät in der Nacht; eine einzige Lampe stand mitten auf einem Tische; es war ein kupfernes Becken von Oel, worin ein dicker Docht schwamm. Aus der flackernden Flamme wälzte sich ein schwarzer Rauch in die Höhe; und während die Lampe um ihren Docht einen blutrothen Schein verbreitete, blieb der übrige Theil des Zimmers in dämmerndes Halbdunkel gehüllt.

Zwölf Wehrmannen, mit dem Schild am Arm, saßen in verschiedenen Haltungen um den Tisch herum; sie schienen sich mit Trinken und Plaudern zu vergnügen, denn jeder hatte einen hölzernen Becher vor sich stehen; und obschon sie mit gedämpfter Stimme sprachen, so entstand doch zuweilen solch' ein verwirrtes Getöse unter ihnen, daß man hätte vermuthen können, diese Männer hätten bereits mehr als einmal den Becher geleert.

Alle diese Leute trugen ihr goldgelbes Haar in einem Busch oben auf dem Kopf zusammengebunden; es fiel ihnen seitwärts über Hals und Schultern nieder, und wehte wie die Mähne eines Pferdes bei der geringsten Bewegung; von ihrer Oberlippe fiel ein schwerer Knebelbart bis unterhalb des Kinns und kräuselte sich dann wieder aufwärts zur Backe hin.

Aus Gewohnheit, und vielleicht um als recht stark und männlich geachtet zu werden, übertrieben sie den Ausdruck ihrer Gebehrden; die geringste Unzufriedenheit schien Wuth bei ihnen zu sein, und ihr Lachen, wie herzlich auch, glich nicht selten einem wilden Grinsen. — Auf ihre vom Trinken erhitzten und hochgerötheten Gesichter fiel noch das röthliche Licht der Lampe, so daß sie glühten wie Feuer. — Ein Christ, der sie in diesem Zustande überrascht hätte,

würde gemeint haben, eine Bande von Lucifer's Dienern zu sehen.

Unter ihnen war Einer, der sich von allen Andern unterschied, dadurch, daß sein mächtiger Haarbusch eine dunklere Farbe zeigte.

Obwohl man nicht verkennen konnte, daß sein Haupt noch gelb war, so näherte es sich doch dem bräunlichen Ton. Schon mehrmals hatten seine Kameraden darauf angespielt und sich auf seine Kosten lustig gemacht; er schien es einige Zeit geduldig zu ertragen, doch zuletzt sagte er bitter:

„Meine Mutter eine Römerin? Es würde sonderbar aussehn, wenn man Euch Allen verböte, Eure Haare mit Laugenasche und Kalk gelb zu beizen; ich meine, daß dann mein Haar noch mit vom reinsten Blute zeugen würde... Und Du unter Andern, Marculf, Du, der Du mich verspottest, bist Du wohl sicher, daß Dein Kopf seine schöne Goldfarbe behalten würde? Wer weiß, welche dunkle Farbe in der Wurzel Deiner Haare wächst?"

„Beim Schwert des Herrn, das will ich nicht gesagt wissen!" rief Marculf, mit dem Schild auf den Tisch schlagend, „wer meinen Kopf anrührt, schändet meine Ehre... Du sollst mit mir fechten; mein Spieß soll Dir durch den Leib fahren, braunhaariger Lästerer!"

Diejenigen, welche um Marculf herum saßen, legten ihm lachend die Arme um den Hals und suchten ihn zu besänftigen; er fuhr fort zu rasen und bedrohte seinen Gegner mit der Faust.

„Marculf, Marculf, Du verdirbst die Sachen wieder!" sagte ein Wehrmann mit strengem, verweisendem und gebietendem Tone, als wäre er hier der Oberste gewesen. „Du kannst kein Bier vertragen; es bringt Dich von Sinnen. Sieh hier unsern Kameraden Balderik, der noch keine acht Tage in des Herrn Leibwache steht; er gibt seinen Willkommstrunk, Du genießest überflüssig von seinem Geschenk; und da Dir nun das Herz warm wird, kehrst Du Dich gegen Balderik selbst und willst um eine Kleinigkeit mit dem Speer auf ihn schlagen. Ich sage Dir, halte Dich still oder ich werfe die Bierkannen zum Thor hinaus auf's

Forum. Vergiß nicht, daß wir in des Herrn Palast sind, und es gefährlich werden kann, ein solches Getöse zu machen, wie Du es thust . . ."

Unter dem Eindruck des ernsthaften und langsamen Tones dieser Worte hatte Marculf allmählig den Kopf auf die Brust sinken lassen und schien eingeschlummert.

Der Andere bog sich lachend über den Tisch und Marculf bei der Schulter fassend, rief er:

„Heh! Was bedeutet das? Schläfst Du? Deine Wuth muß nicht heftig sein."

Marculf fuhr plötzlich aus dem Schlafe, starrte verwundert umher und stammelte, indem er sich die Augen rieb:

„Wodan sei Dank, daß es nicht wahr ist! Da träumte mir, daß der böse Loki mich beim Nacken hätte und mit mir zur Hellia führe. Ich fuhr hernieder, ich fiel, ich sank; ich dachte, es würde nimmer endigen."

Er nahm den Becher vom Tisch und ihn seinem Gegner Balderik hinhaltend, sagte er mit einer besonders schlaftrunkenen Stimme:

„Bier! Noch einen Trunk Bier! ich weiß nicht, wie mir zu Muthe ist . . ."

Balderik bückte sich und holte einen großen Krug unter dem Tische hervor; er wollte den hingehaltenen Becher vollschenken; aber derjenige, der hier zu befehlen schien, hielt seine Hand zurück und sprach zu Marculf:

„So nicht! Entweder Du trinkst den Versöhnungstrunk und gibst Balderik den Friedensgruß, oder Dein Becher verschwindet vom Tisch."

„Schenk' ein", stammelte Marculf. „Was sprichst Du von Frieden? Es ist immer Frieden unter Freunden . . ."

„Er ist nicht gescheidt oder betrunken", murmelte der Oberste, „er weiß nichts mehr von dem Vorgefallenen."

Balderik schenkte unterdessen alle Becher voll; aber obwohl er scheinbar unbefangen und fröhlich war, ließ er doch unbemerkt seine grauen Augen mit geheimnißvoller Aufmerksamkeit auf allen seinen Kameraden umherwandeln, als hätte er an ihren Gesichtern die Wirksamkeit des Trankes abmessen wollen.

Marculf trank den Becher mit einem einzigen Zuge aus;

aber kaum hatte er ihn wieder auf die Tafel gesetzt, als sein Kopf vornüber sank und seine Augen sich schlossen. Während die andern ihn lächelnd ansahen, hob er plötzlich wie erschrocken den Kopf empor und sagte:

„Da hat mich Loki wieder gefaßt! Ich bin bezaubert, glaub' ich."

Alle seine Kameraden erhoben ein großes Gelächter.

„Fürchte Dich nicht vor Loki", sagte Balderik, „er liegt mit eisernen Ketten gebunden und hat Arbeit genug, um die Schlange abzuwehren, die ihm das Gift in den Mund speit."

Marculf war auf's Neue eingeschlummert und hörte Balderik's Worte nicht mehr.

„Loki gebunden?" fragten mehrere verwundert. „Wie kann er denn fortwährend herumfahren um die Menschen zu plagen und Bosheit zu üben?"

„Er liegt gebunden, sag' ich Euch", bekräftigte Balderik, „die Erzählung von seinen Kämpfen mit den Asen im Glanzheim ist noch eine fremde Geschichte; aber sie ist lang und würde Euch kein Vergnügen machen."

„Ja, ja, eine Geschichte!" rief der Oberste, „so werden wir weniger Geräusch beim Trinken machen. Es ist spät. Der König muß schon lange zu Bett gegangen sein; wenn wir seine Ruhe störten, würde es uns schlimm ergehen."

„Aber wie kann Balderik etwas besonderes von Loki wissen?" bemerkte da Einer. „Er ist so wenig Blutmann als Scalde wie wir."

„Das werd' ich Euch gleichfalls erklären", antwortete Balderik, während er die Becher auf's Neue füllte. „Nun noch einen Zug, ehe ich anfange."

„Aber Du trinkst ja selbst fast gar nicht?"

„Das Bier ist mir fremd, es schmeckt mir nicht; — und doch hab' ich bereits so viel als Du davon genossen. — Ich werde noch einmal einschenken, um in meiner Erzählung nicht gestört zu werden."

Er wartete einen Augenblick, wie um sich zu besinnen, und besah unterdessen mit lauerndem aber heimlichem Blick jeden einzelnen seiner Kameraden. — Dann begann er, erst

mit klarer und lebendiger Stimme, dann allmählig seinen Ton dämpfend und dehnend:

„Ich bin aus Brabant in unserm gemeinschaftlichen Mutterlande Belgien. Von Kindesbeinen an war ich eine Waise; denn mein Vater fiel in einem Kriege gegen die Allemannen. Aus Mitleiden ward ich von den Blutmännern unsers Gau's in's Weihhaus aufgenommen. Daher kommt es, daß ich viele Geschichten von den Kämpfen der Asen kenne. Horcht nun, was dem bösen Loki widerfuhr... Allvater Wodan hatte zwei Söhne. Der Eine hieß Baldur; er war so schön, daß sein Gesicht glänzte, voll Güte war sein Herz. Der Zweite hieß Haudur; dieser war mißgestaltet und blind, doch unbegreiflich stark . . . Allvater Wodan liebte Baldur ungemein und war stolz auf seines Sohnes glänzende Schönheit. — Es begab sich nun einmal, daß der gute Baldur träumte, es bedrohete ihn ein großes Unheil, ja sein Leben wäre in Gefahr. Voll Angst ging er zu seinem Vater und erzählte ihm, was der Traum ihm vorhergesagt hätte. Wodan rief die Asen und Asinnen im Glanzheim zusammen und berathschlagte mit ihnen, wie man seinen Sohn Baldur gegen alle Gefahr sichern könnte. Da ward beschlossen, daß man Alles, was schädlich sein kann, durch einen Eid verpflichten sollte, Baldur's Leben für immer zu ehren. — Kaum war dieser Beschluß gefaßt, als die liebreiche Freia aus dem Glanzheim herniederstieg und durch die ganze Welt ging. Sie nahm einen Eid vom Feuer und vom Wasser, von allen Metallen, von Bäumen und Kräutern, von Seuchen und Plagen, von allen Thieren und giftigen Schlangen . . . und Alle ließ sie schwören, daß sie niemals Wodan's geliebten Sohn beschädigen würden. Als dies geschehen, zog sie sich auf ihre Burg Fensal zurück, um auszuruhen von der weiten Fahrt. — Dessenungeachtet war Baldur noch immer unruhig, daß ihm gleichwohl ein Leid widerfahren würde. Um ihm zu beweisen, daß ihm nichts schaden könnte, stellten die Asen ihn in ihre Mitte; die Einen hieben auf ihn mit Schwertern, die Andern schossen mit Pfeilen oder warfen mit Steinen, mehrere berührten ihn mit brennenden Fackeln oder gossen ihm Natterngift in den Mund. — Baldur blieb

unversehrt und freute sich, daß ihm nichts mehr schaden könnte . . . Der böse Loki, der von Ferne die sonderbare Geschäftigkeit der Asen erspähet hatte, wußte nicht, was er davon denken sollte; es verdroß ihn und er wollte doch probiren, ob er es nicht zu wissen bekommen könnte . . ."

Der Oberste stieß Balderik an den Arm und sagte lächelnd:

„Es scheint, daß Deine Geschichte nicht jedem gleich angenehm ist; es schlafen bereits drei und die andern gähnen einander an."

„Das ist gleich", antwortete Balderik, „Euch doch gefällt sie, nicht wahr?"

„Ja, ohne Zweifel; ich höre nichts lieber als Geschichten aus der Asen Kämpfen; aber kannst Du nicht etwas rascher sprechen? Du schleppst mit der Stimme, als ob Du auch schon Lust hättest zu schlafen."

„Nun, ich werde mich sputen; laßt uns noch einmal trinken."

Die Becher wurden geleert und auf's Neue vollgeschenkt.

Balderik fuhr fort:

„Wißt Ihr, was Loki that? Er flog bis zur Burg Fensal und verwandelte seine Gestalt in die einer alten Frau. So ging er zur Freia und frug sie, ob sie wohl wüßte, was die Asen im Glanzheim vorhätten. — Sollte ich's nicht wissen, antwortete Freia, die Asen schießen und werfen nach Baldur, um zu probiren, ob ihn nichts versehren kann. Aber ich weiß wohl, daß weder Waffen, noch Metalle, noch Bäume, noch Thiere ihm schaden werden; denn ich selbst habe ihnen Allen den Eid darüber abgenommen. — So? dann seid Ihr wohl sicher, daß Ihr alle, alle möglichen Dinge den Eid habt schwören lassen? fragte Loki. — Ein einziges Ding habe ich übergangen, sagte Freia; ich fand im Westen von Walhalla einen kleinen Baum, der Mistel genannt wird; er schien mir zu jung, um in Eid genommen zu werden... Darauf verließ der böse Loki die Burg Fensal, ging nach dem Westen von Walhalla, zog den Mistelbaum heraus, machte daraus einen Pfeil und stieg dann zum Glanzheim hinauf . . . In der

Versammlung der Asen stand Haudur, der blinde Sohn Wodan's, am äußersten Rande des Kreises. Loki ging zu ihm und fragte: Warum schießest Du nicht auf Baldur gleich den andern Asen? — Ich kann meinen Bruder nicht sehen, antwortete Haudur und außerdem habe ich keine Waffe. — Hier ist eine Waffe, sagte Loki, indem er ihm den Mistelzweig in die Hand gab; schieß nun auf ihn, ich werde Dir zeigen, wo er steht .... Haudur warf den Pfeil mit so viel Kraft vorwärts, daß er quer durch seines Bruders Brust fuhr. Der gute Baldur fiel todt nieder. Als die Asen dies Unglück wahrnahmen, stießen sie einen Schrei aus, der so mächtig durch den Raum erklang, daß Lichtheim und Nebelheim, der Himmel und die Hölle davon aufsprangen und zitterten ... Ich habe Durst, laßt uns noch einen Zug trinken. Mich dünkt, die Kameraden schlafen beinahe allesammt? Noch vier wachen mit uns!"

„Soll ich sie wecken?" fragte der Oberste gähnend. „Dauert die Geschichte noch lange, bis wir erfahren, wie Loki an die Ketten gebunden wird?"

„Noch einige Worte."

„Ich weiß nicht, wie es kommt; aber ich kann mich mit Mühe des Schlafes erwehren. Mach' Deine Erzählung kurz, daß ich die Genossen wach schüttele."

Nachdem jeder der noch wachenden Zuhörer seinen Becher geleert hatte, fuhr Balderik fort:

„Loki flüchtete aus dem Glanzheim, um der Asen Wuth zu entgehen. Sie verfolgten ihn über die ganze Erde; aber jedesmal, wenn sie ihn zu fassen meinten, verwandelte er seine Gestalt. Endlich überraschte der mächtige Thor ihn beim Rheinstrom und meinte ihn mit einem Hammerschlag zu tödten. Loki sprang in den Fluß und verwandelte sich in einen Lachs. Thor ergriff ihn, aber er glitt ihm durch die Hand bis zum Schwanz, den Thor festhielt ... Davon kommt es, daß der Lachs einen spitzen Schwanz hat. — Nun mußte Loki Wodan's Zorn fühlen. Er ward unter drei Felsengebirge gelegt und mit unzerbrechlichen Ketten gebunden. Eine riesengroße Schlange hängt ihm über seinen Mund und speit Gift auf sein Gesicht. Seine Frau Sigyn hält ein Becken unter das Maul der Schlange, aber

wenn das Becken voll ist, und Sigyn das Gift ausgießen muß, träufelt es unterdessen in Loki's Mund. Dies verursacht ihm so viel Pein und Schreck, daß er seinen Leib windet und die Felsen in seinem Krampfe in die Höhe wühlt. Die Welt wird davon bewegt und zittert .... und daher kommt es, daß von Zeit zu Zeit Erdbeben sind... Und die arme Frau ... Sigyn ... sie sitzt ... bei ihrem bösen Manne ..."

Während des letzten Theiles seiner Erzählung hatte Balderik nach der Reihe alle seine Kameraden einschlafen sehen. Um ihren Schlaf zu befördern, hatte er allmählig seine Stimme mehr und mehr gedehnt und ihren Ton gedämpft, so daß sie am Ende beinahe nicht mehr hörbar war. — Nun fiel ihm selbst der Kopf auf die Brust und er schien auch bald dem Schlafe zu erliegen.

Die tiefste Stille herrschte im Wachtsaal; sie ward nur unterbrochen durch das schwere Athemholen der schlafenden Kameraden. Niemand rührte sich, einige waren zur Seite umgesunken, andere lagen auf ihren Gefährten, die meisten ruhten mit dem Kopf auf dem Tisch; sie glichen einem Haufen Leichen von Menschen, die der Tod plötzlich überrascht hatte.

Dennoch schien von Zeit zu Zeit ein Funke unter Balderik's Haarbusch zu schimmern; wahrscheinlich blickte er manchmal bedächtig auf seine Kameraden und das Licht der Lampe spiegelte sich in seinen Augen.

Nach halbstündigem Warten hob Balderik den Kopf auf und sah mit arglistigem Behagen auf die eingeschlummerte Wachtmannschaft. Er ergriff seinen Becher und schlug ihn mit einiger Gewalt auf den Tisch. Keiner seiner Kameraden erwachte oder machte die geringste Bewegung.

„Nach Wunsch gelungen!" sagte Balderik bei sich selbst. „Drei oder vier Stunden werden sie schlafen; ich zweifle, ob selbst Thor's Hammer sie vor dieser Zeit wecken würde."

Er stand auf, verließ mit leisen Tritten den Wachtsaal, zog die Thüre hinter sich zu und schritt unter dem Säulengang tiefer in den Palast hinein.

Hier blieb er in einer dunklen Ecke stehen und schnalzte einige Mal leise mit seinen Fingern. Bald darauf ver-

nahm er über seinem Kopf ein beinah unhörbares Geräusch, als ob der bretterne Boden sich bewegte unter den langsamen Tritten von Jemandem, der mit bloßen Füßen darüber hinging. Bald stieg dies geheimnißvolle Geräusch langsam die Treppe herab, und ein Mann trat in der Finsterniß neben Balderik, der ihn flüsternd fragte:

„Nun, hat der Trank gewirkt? — Schlafen sie?"

„Ja!"

„Fest?"

„Wie Todte in einem Grabe."

„Komm, es ist hier nicht sicher."

Sie gingen bis unter das Eingangsthor; dann fragte wieder der von oben Gekommene:

„Welche Stunde in der Nacht mag es sein?"

„Nicht weit von Mitternacht; höchstens eine halbe Stunde. Es ist Zeit; vielleicht wartet man schon auf Euch."

„Werden die Leute da drin nicht aufwachen, bevor Alles abgemacht ist?"

„Und brennte sie das Feuer!"

„Wo bleibst Du indessen?"

„Ich? Bei den Andern werd' ich mich niederlegen; ich muß länger schlafen als sie, sonst würden sie gegen mich Verdacht schöpfen und mich beschuldigen. Unterdessen werde ich lauschen und wachen. Geht nun zum Thor hinaus, Herr; ich werde es halb offen lassen."

Balderik trat in das Wachtzimmer; der Andere verließ den Palast, blieb jedoch unter dem Vordach der Außenpforte stehen und richtete von da den Blick nach allen Seiten über das Forum hin.

Es war ziemlich dunkel; man konnte wohl in einer gewissen beschränkten Entfernung die Gegenstände wie schwarze Schatten wahrnehmen, aber weiter zerfloß Alles in undurchdringliche Finsterniß.

Nachdem er sich einige Zeit nach allen Seiten hin gewendet und mit den Augen in den nächtlichen Abgrund gestarrt hatte, sagte er bei sich selbst:

„Balderik hat sich geirrt; es kann noch nicht Zeit sein."

Er lehnte mit dem Rücken an einen Pfeiler des Au-

ßenthors, kreuzte die Arme über die Bruſt und murmelte in Gedanken:

„Siegebald, Siegebald! was thuſt du? Edelmann, Hausgraf des Königs, — und du ſtehſt hier auf Wache wie ein Nachtdieb, um zu einem abſcheulichen Meuchelmorde behülflich zu ſein? Es iſt wohl wahr, was man ſagt; wer einmal eine Miſſethat gethan, macht ſich zum Sclaven der Miſſethat; — ſie gebietet, er muß gehorchen. Hätten die Nornen meine Nichte in der Wiege erſtickt! Ich wäre nie ſo tief geſunken . . . Aber nun, durch eine frühere Schuld beherrſcht, ſteh' ich zwiſchen zwei drohenden Schwertern; das Eine, das mich ſicher tödten wird, wenn ich meine Hülfe weigere, das Andere, das vielleicht noch zaudern wird, wenn ich zu dem Morde mitwirke . . . Schon wieder Vergiftung! Aber diesmal zum Wenigſten wird es nicht fehl gehen; einige Tropfen ſind genug, um einen Stier zu tödten, ſagt ſie."

Nach einer Weile fuhr er in ſpöttiſchem Tone fort:

„Siegebald, du biſt eine Memme! Wie? ein Herzogthum, ausgedehnte Ländereien, unendliche Schätze . . . das Alles lacht dir entgegen als Preis der Gefahr . . . und du, du ſchreckſt zurück und bebſt wie ein Kind. Ruhm, Macht, Hoheit müſſen dein Lohn werden, und du fühlſt dich nicht muthig genug, um die Gegenſtände deiner heißeſten Wünſche zu verdienen? Weg, weg alle Furcht . . ."

Er ſprang plötzlich in die Höhe und erſchrak heftig, als er die ſchweren Schritte eines Mannes über das Forum ſchallen hörte; doch er faßte ſich ſchnell, als er das Geräuſch allmählig ganz in einer Seitenſtraße verſchwinden hörte. Dann nahm er ſeinen vorigen Stand wieder ein und fuhr fort zu ſinnen:

„Wie feige iſt ein Uebelthäter! Niemand kann ſich darüber wundern, daß ich vor des Herrn Palaſt Wache ſtehe; es iſt meine Pflicht, — und doch zittere ich bei dem Gedanken, daß mich Jemand hier überraſchen möchte . . . . Wie wäre es geweſen, wenn Lutgardis ihren erſten Plan nicht verändert hätte? Ich hätte ſie in den Palaſt bringen und in meinem Zimmer verborgen halten müſſen . . . Aber wenn der Anſchlag mißglückte und entdeckt würde, was dann thun, um mich zu retten?"

Nachdem er eine Weile, den Finger an der Stirne, gestanden hatte, antwortete er sich selbst:

„Ich entkleide mich halb, als ob ich aus dem Bett aufstünde; ich lege mein Beil zurecht; ich stelle mich auf Schildwache an die Treppe; merke ich Unrath, springe ich zu, spalte Lutgardis das Haupt, laufe herunter in das Wachthaus und ersticke gleichfalls mit einem Beilschlag das Geheimniß in Balderiks Busen . . . Ich höre etwas! Was mag es sein?"

Er bückte sich und sah auf die Erde in der Richtung, von woher er ein leises Geräusch, wie von einem unterdrückten Husten vernommen hatte. Bald unterschied er in der Dunkelheit einen schwarzen Fleck, der längs der Mauer des Königspalastes langsam fortzugleiten schien.

Es war ihm, als gefröre ihm das Herz im Busen vor Angst; denn er konnte die Formen des geheimnißvollen Fleckes nicht unterscheiden und wußte nicht, ob er sich darunter einen Menschen oder ein Thier vorstellen sollte. Am Ende war es gar der wilde Loki! Denn so nahete gewöhnlich dieser böse Geist den verbrecherischen Menschen zur Mitternachtsstunde! Oder eine Schwarz-Elfe!

Während Siegebald sich mit dem Arm an einem Pfeiler festhielt und bebte, daß seine Beine schlotterten, nahete der Fleck wohl langsam, aber unverweilt.

Endlich erkannte Siegebald, daß es ein Weib war, dessen pechschwarzes Gewand sie in der Dunkelheit beinahe unsichtbar gemacht hatte. Er zweifelte nicht länger, daß es seine Nichte sein mußte; und in dieser Ueberzeugung that er sich Gewalt an, um seine heftige Aufregung zu bezwingen.

Als der Schatten ihn bemerkte, kam er dicht zu ihm und fragte mit dumpfer Stimme:

„Bist Du es, Siegebald?"

„Ich bin es Nichte! O, was hast Du mich lange — lange warten lassen; der Schlaf überwältigte mich . . . ich fiel und verletzte mich stark . . ."

„Du bist aufgeregt, Deine Stimme bebt!"

„Aus Schmerz wegen des Falls."

„Es ist Mitternacht, nicht später. Sag' mir, bevor ich hineintrete, wie die Sachen stehen. Schlafen die Wachen?"

„Schon wenigstens seit einer Stunde."

„Hat Balderik Dir gemeldet, daß Alles da richtig und gut ist?"

„Ja, nach Wunsch!"

„Und die Wächterin, im Zimmer der Schwarzhaarigen? Habt Ihr das Pulver in ihren Trank mischen können?"

„Sie hat getrunken und schläft."

„Gib mir noch einmal eine Ortserklärung, damit ich ungehindert zurückkehren könne."

„Es ist ganz einfach. Wir gehen durch den Säulengang bis zu einer großen Treppe, die steigen wir hinauf. Dann kommen wir auf einen Gang, wo viele Thüren sind; die dritte führt in einen Saal, wo der König und die Königin sich des Tags aufhalten, im Hintergrunde dieses Saals ist die Thüre ihres Schlafzimmers. Um die frische Luft zuzulassen, hat man nichts verschlossen ... Alles steht so auf's Günstigste. Nur ein Hinderniß ist zu fürchten. Der König hat einen sehr leisen Schlaf; bei dem geringsten Geräusch kann er aufwachen."

„Ist das Bett der Königin verhängt?"

„Das Bett des Königs ist mit seidenen Vorhängen geschlossen; aber vom Bett der Königin sind die Vorhänge weggeschoben."

„Man kann also gleichfalls der Königin nahen, ohne Geräusch zu machen."

„Sie schläft neben den Wiegen der Kinder."

Lutgardis neigte sich mehr zum Hausgraf und fragte mit wilder Freude im Ton:

„Siegebald, wenn ich die Schwarzhaarige mit zur Hellia sendete?"

„Aber Du könntest es nicht, ohne sie zu wecken", stammelte Siegebald beklommen.

Sie legte einen Gegenstand wie eine Eichel in seine Hand, indem sie sagte:

„Fühle, aber drücke nicht darauf. Es ist klein, wie eine Haselnuß, und doch kann man dreißig Menschen damit ermorden. Ein Tropfen tödtet in acht Tagen; zwei in vier,

drei in einem Tage; zehn auf der Stelle, wie durch einen Schlag von Thor's Hammer. — Wir wollen ihnen da oben vier Tage vergönnen; so wird man nicht vermuthen können, von wo ihnen der Schlag gekommen ist."

Sie bückte sich zur Erde, zog die Schuhe von ihren Füßen, band sie mit Riemen an ihren Gürtel, und Siegebald's Hand ergreifend sagte sie:

„Nun, führe mich: langsam, sicher ... Du zitterst wie ein Kind, Siegebald. Was Du einmal selbst gethan hast, dazu kannst Du einem Andern wohl helfen."

Siegebald, aufgeregt und vor Schreck halb irre, ging mit ihr zum Thor hinein und stieg die Treppen hinauf. Zuweilen krachte das Holz leicht; dann hielt Lutgardis mit ihrem Begleiter still und horchte einige Zeit, um zu vernehmen, ob das Geräusch Niemand aufgeweckt hätte.

So hinaufsteigend und vorsichtig fortschleichend gelangten sie bis in den Saal vor des Königs Schlafzimmer, aus dessen halb offen stehender Thür ein schwacher Lichtschein in den Vorsaal drang.

Der Hausgraf wies mit dem Finger nach der Thüre, verließ seine Nichte mit gleich leisen Schritten und verschwand im Gang.

Nachdem Lutgardis einen Augenblick gewartet hatte, bis das Geräusch von Siegebald's Schritten ganz verhallt war, nahete sie der Thüre, legte ihr Gesicht vor die Oeffnung und schaute zum Zimmer hinein.

Eine kleine silberne Nachtlampe stand am Bett der Königin. Obschon das Licht in der Kammer sehr schwach war, so konnte man doch in der Nähe der Lampe die Gegenstände hinlänglich unterscheiden.

Chlotilde ruhte in einer Schlafstätte, die in die Mauer ausgehauen schien; und wie Siegebald es gesagt hatte, der Vorhang davon war ganz zur Seite geschoben. Eine Decke von geblümter Seide, auf deren Ecken goldene Kronen gestickt waren, überdeckte das Bett ganz; nur das Angesicht der Königin blieb sichtbar.

Neben dieser Bettstätte standen zwei Wiegen, mit dem Fußende nach der Thüre gekehrt. In jeder lag ein blühendes Kind. Eine Frau, die über die Ruhe der Kinder wa-

chen sollte, saß auf einem Stuhl neben den Wiegen und war mit dem Kopf auf den Knieen in einen tiefen Schlaf gefallen.

Weiter im Saal befand sich eine äußerst große Bettstätte, welche mit Vorhängen geschlossen war; ein riesenhaftes Schwert hing daneben an der Wand, und schien anzudeuten, daß der König hier der Nachtruhe genoß.

Lutgardis stand mit klopfendem Herzen vor der Oeffnung der Thüre und warf ihre Blicke in's Zimmer hinein. Sie sah die zwei schlafenden Kinder und ihre Feindin, die schlummernde Mutter. — Auf das Gesicht dieser letztern hielt sie den verschlingenden Blick gerichtet und genoß eine Weile die höllische Freude einer sichern, einer unfehlbaren Rache. In ihrem Geist sah sie schon mit gieriger Freude, wie die christliche Fürstin in gefährlichen Krämpfen erwachte, vor Schmerz heulend umherlief, und endlich, dem verzehrenden Brande ihrer Eingeweide erliegend, niederfiel und starb . . . Denn, von Eifersucht und rasendem Haß sinnlos geworden, hatte Lutgardis beschlossen, den größten Theil des Gifts in Chlotilden's Mund zu stürzen . . . Es konnte gefährlich sein und vielleicht der ganze Palast davon erwachen, was schadete ihr der Tod, wie entsetzlich auch, wenn nur die Christin, die ihren Platz eingenommen hatte, mit ihren Kindern von der Welt verschwand?

Nur einen kurzen Augenblick war Lutgardis bei der Thür stehen geblieben, um ihren Plan gut zu berechnen; das Gesicht der schlafenden Chlotilde hatte sie dergestalt aufgeregt, daß sie durch den schwelgerischen Vorgeschmack einer vollkommenen Rache fast ihrer Sinne beraubt war. Sie erwachte jedoch aus ihrer frevelhaften Entzückung.

Das Gift in der Hand bereit haltend, trat sie auf ihren Zehen zum Zimmer hinein und schritt langsam, Schritt vor Schritt, bis zum Bett der Königin.

Da kreuzte sie die Arme über die Brust, heftete mit schrecklichem Grinsen ihr funkelndes Auge auf ihre Feindin und verzehrte sie bereits zum Voraus mit dem Blick. Ein häßliches Lachen triumphirenden Neides verzog ihr Gesicht.

Die Königin lag in voller Ruhe; friedlich war ihr Angesicht, es war darauf wie ein Lächeln des Glücks eingeprägt.

Lutgardis erhob die Hand über den Kopf der Königin und hielt das Gift ihr über den Mund . . . aber, als ob eine plötzliche Ueberlegung sie zurückgehalten hätte, sie zog die Hand zurück.

„Was wollt' ich thun?" dachte sie. „Erst die Christenjungen, die werden sich nicht rühren."

Sie trat leise zurück bis zur Wiege, worin das schwarzhaarige Kind ruhte, bog sich, hielt das Gift über das Kind und ließ zwei Tropfen davon in sein Mündchen fallen.

Ein gräßliches Lächeln bewegte ihr Gesicht, als sie sah, wie das Kindchen die Lippen rührte und das Gift aufzusaugen schien. — Schon hielt sie das Auge auf das zweite Kind gerichtet, aber weil sie von dem Orte, wo sie stand, seinen Mund nicht erreichen konnte, that sie einen Schritt. — Sie blieb plötzlich stehn und bebte; denn die Diele hatte unter dem Gewicht ihres Körpers sich bewegt und heftig gekracht . . .

Da hörte sie auf einmal ein Geräusch in der Tiefe des Saals, als hätte der König sich in seinem Bette umgewendet und sie sah auch, wie der Vorhang sich bewegte, als wollte man ihn öffnen. Zitternd beugte sie sich über das zweite Kind, hielt das Gift über seinen Mund, und stürzte mit irrer Hast einige Tropfen auf die Wiege; doch es glückte ihr nicht, etwas auf die Lippen des Knäbleins fallen zu lassen . . . denn sie hörte schon deutlich den König in seinem Bette sich bewegen und sah selbst den Vorhang sich öffnen. — Mit unhörbarem Tritt sprang sie nach der Thür und flüchtete zum Zimmer hinaus.

Der Vorhang der Bettstätte war in der That geöffnet: Chlodwig hatte sich sitzend aufgerichtet und schaute mit bekümmertem Blick nach den Wiegen und nach der Königin. Er rieb sich die Augen und schien betroffen.

Nachdem er eine Weile im Zweifel gehorcht hatte, stieg er aus dem Bett und trat leise zu den Kindern. Ein Nachtkleid reichte ihm vom Hals bis zu den Füßen, sein losgewundenes Haar hing ihm über den Rücken.

Voll Aufregung seinen Kindern nahend, beugte er den Kopf über sie und belauschte ängstlich ihr Athemholen. Ihre Brüstchen athmeten ohne Beschwerde; ihre schönen Ge-

fichtchen waren blühend; sie lagen in voller stiller Ruhe und schliefen . . .

Diese Untersuchung beruhigte ihn. Er ging zu seiner Gemahlin und bemerkte gleichfalls nichts Außergewöhnliches an ihr. Er meinte selbst ein süßes Lächeln des Glücks auf ihrem Gesicht zu beobachten. Den Blick dann abwendend bemerkte er nun erst, daß die Wächterin bei der Wiege in Schlaf gefallen war. Grimm funkelte in seinen Augen und er that einen hastigen Schritt vorwärts, als wäre er willens gewesen, die unachtsame Frau mit Gewalt zu wecken . . . doch er hielt an sich, besah nochmals seine Kinder und kehrte dann zurück zu seinem Bette, auf dessen Sponde er sich niedersetzte.

Sich mit der Hand die Stirn reibend, murmelte er:

„Hab' ich geträumt oder sah ich wirklich mit wachenden Augen die schreckliche Erscheinung? Eine Norne, die meinen Kindern in der Nacht naht! Zeigen mir die Asen das schmerzlichste Unheil zum Voraus an, oder war es nur ein Trugspiel meines aufgeregten Gemüths? Es däuchte mir, ich sähe wirklich eine schwarze Gestalt durch das Zimmer fahren und plötzlich verschwinden. Wenn die Norne uns besucht hätte? Einer von uns müßte also sterben? Wer? Meine Gemahlin? Eins meiner Kinder? Ingomar oder Chlodomar?... Ob ich Chlotilde wecke? — Aber warum ihre Ruhe stören und sie erschrecken durch meine Furcht?

Er stand wieder auf und neigte sich noch einmal über die Wiegen; dann zu seinem Bett zurückgekehrt, legte er sich nieder, indem er murmelte:

„Ich hab' geträumt; sie schlafen ruhig!"

In der dunklen Bettstelle funkelte noch lange Zeit des Königs umherirrender Blick und er bewegte sich oft, als regte ihn noch immer eine schreckliche Vorahnung auf.

Endlich jedoch schloß er die Augen und versank in einen tiefen Schlaf.

Ende des zweiten Theils.

Aschendorff'sche Buchdruckerei in Münster.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Conscience, Hendrik,

Sammlung ausgewählter Schriften aus dem Vlämischen

Bd.: 17

Münster 1861
P.o.rel. 5757-16/18
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10037625-7